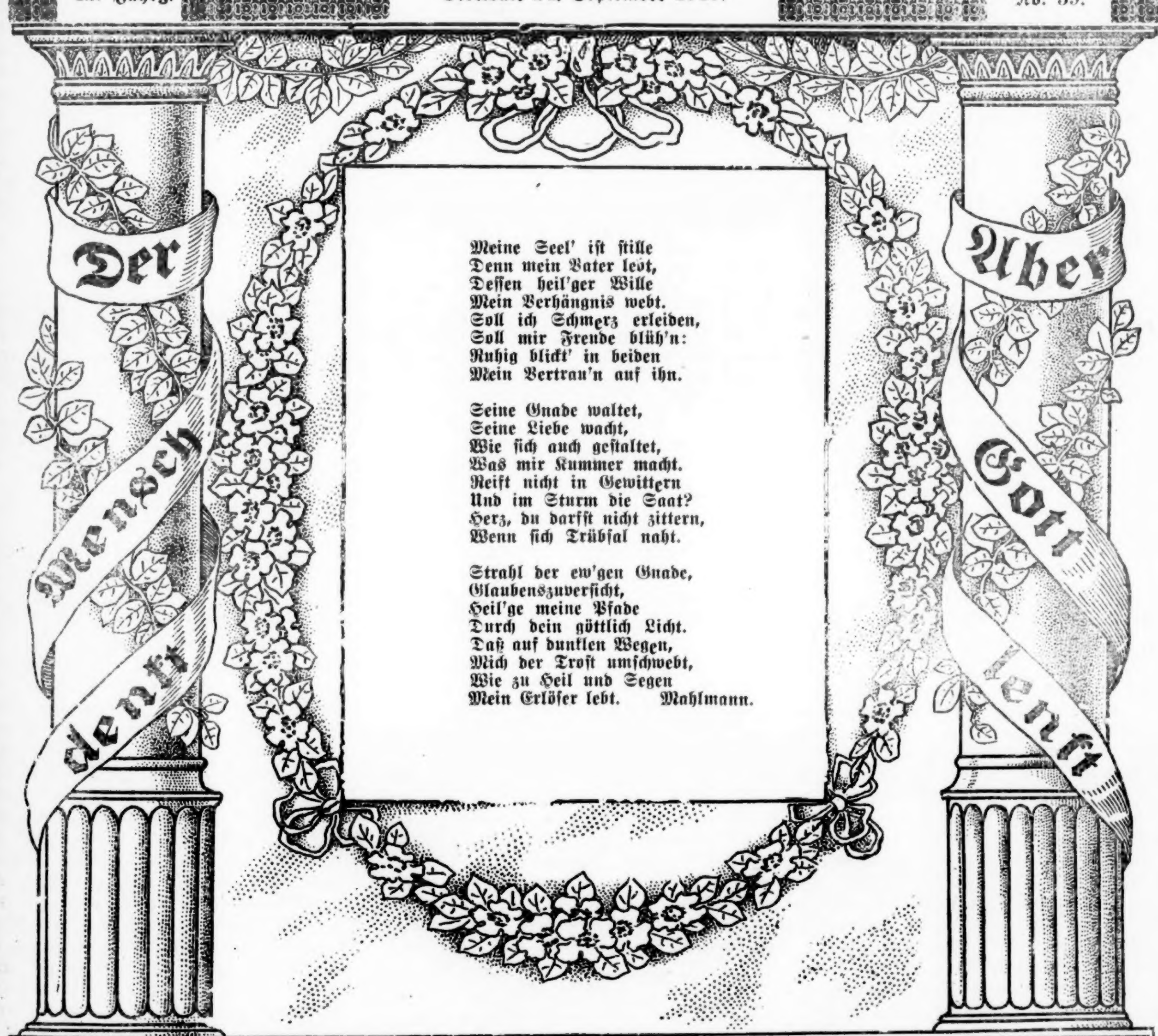
Die
Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

42. Jahrg. Scottdale 24. September 1919. No. 39.



Meine Seel' ist stille
Denn mein Vater lebt,
Dessen heil'ger Wille
Mein Verhängnis webt.
Soll ich Schmerz erleiden,
Soll mir Freude blüh'n:
Ruhig blickt' in beiden
Mein Vertrau'n auf ihn.

Seine Gnade waltet,
Seine Liebe wacht,
Wie sich auch gestaltet,
Was mir Kummer macht.
Reift nicht in Gewittern
Und im Sturm die Saat?
Herz, du darfst nicht zittern,
Wenn sich Trübsal naht.

Strahl der ew'gen Gnade,
Glaubenszuversicht,
Heil'ge meine Pfade
Durch dein göttlich Licht.
Daß auf dunklen Wegen,
Mich der Trost umschwebt,
Wie zu Heil und Segen
Mein Erlöser lebt.

Mahlmann.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

MENNONITISCHE

Rundschau

Published by the

Mennonite Publication Board

Scottdale, Pa.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Published every Wednesday.

Subscription price $1.00 per year in advance.

All correspondence and business matter should be addressed:

C. B. Wiens, Editor.

MENNONITE PUBLISHING HOUSE

Scottdale, Pa.

24. September 1919.

Lebensmüdigkeit — Himmelssehnsucht — Todesgrauen.

Ach, aus dieses Tales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt ich doch den Ausgang finden,
O, wie fühlt ich mich beglückt!
Dort erblick ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin!

Harmonien hör' ich klingen,
Töne süßer Himmelsruh',
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balsam zu.
Goldne Früchte seh' ich glühen,
Winkend zwischen dunklem Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

O wie schön muß sich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenschein!
Und die Luft auf jenen Höhen —
O, wie labend muß sie sein!
Doch mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwischen braust,
Seine Wellen sind erhoben
Daß die Seele mir ergraust.

Der Herr ist mein Teil.

So sprach Jeremias, zu einer Zeit, wo sein Herz mit tiefer Trauer erfüllt war. Der weinende Prophet saß auf den Trümmern der zerstörten Zionsstadt. Sein Volk, das er liebte, war durch seine mehr als zwanzigjährige, treue, verleugnungsvolle Seelsorgerarbeit nicht gebessert worden. Seine Mahnungen und Warnungen, sein ernstes, glühendes: „So spricht der Herr!“ war ohne Frucht der Buße geblieben. Der Herr war nicht ihr Teil, sie wählten den Weg der Sünde. Die Sünde ist der Leute Verderben; dieses Wort bewahrheitete sich an ihnen. Wie ein gewaltiger Sturmwind ereilte sie die Strafe. Wie Spreu wurden sie hinweggefegt. Ihrer Freiheit, Ehre, Heimat, ihres Besitzes und alles dessen, was ihre Lust war, beraubt, sind sie nun Sklaven in einem fernen, fremden Lande. Was hatten sie nun, deß sie sich getrösten könnten? Wo blieb ihre Lust und Freude? Sie war dahin. Die Harfen hingen an den Weiden denn es war unmöglich, zu singen und fröhlich zu sein. Wie bitter mußten sie nun büßen, für ihre Torheit und ihr Abweichen vom Herrn ihrem Gott, der einst „ihres Herzens Trost und ihr Teil“ war.

Auch Jeremias ist hart berührt von diesem Gottesgericht. Auch er sitzt in der Asche und klagt. Tränen des Schmerzes über das Schicksal seines Volkes rinnen über seine Wangen. Er ist kein Stoiker; er fühlt und leidet ebenfalls, wie sein betörtes, verkehrtes und gezüchtigtes Volk. Auch er hat viel verloren, aber er hat nicht alles verloren. Nicht hat er seinen Gott, und Gott ist ihm alles; er ist sein Teil. Diese Sprache war nicht neu für ihn. Er hatte dieselbige gelernt in früheren Tagen, wo es auch oft dunkel um ihn war. In dieser Kunst war er gut eingeübt. Wie bei Assaph und Hiob und später bei Paulus fließt sie als ein Hochgesang von seinen zitternden Lippen. „Der Herr ist mein Teil!“

Der Glaube an Gott, das Gottvertrauen, das auf dem edlen Grund der Gottesfurcht wächst, läßt Einen nicht im Stich in den Zeiten der Not. Gerade in den Prüfungstagen, im tiefen Leiden, wenn alles zu wanken scheint, da bewährt sich die Kraft der Religion und hilft zum Siege. Der Glaube an Gott ist unzerstörbar. Derselbe geht nicht in Trümmer, wie Jerusalem. Man kann dem Kinde Gottes alles nehmen, sein Glaube bleibt ihm als köstlicher Besitz. Wer diesen Glauben hat, der ringt sich durch. Wenn die Welt in Trümmer geht, steht der Glaube über dem Staube und schaut die Kräfte und Mächte ewiger Dinge.

Es gibt viele, die da sagen: Die Welt ist mein Teil. Und sie vergnügen sich eine Weile an den nichtigen, wechselnden, unzuverlässigen und unbefriedigenden Dingen, so man Welt heißt. Man ist reich, man hat Ehre, man hat Macht, man genießt Lustbarkeiten, man ißt und trinkt und läßt sich's wohl sein, wie der Reiche tat im Evangelium. Aber so bleibt's nicht immer. Krankheiten, Gebrechen, Verluste kommen. Wermutstropfen fallen in den Pokal und machen ihn zum ungenießbaren Teil. Ungefragt und ungewünscht steigt der Tod durchs Fenster und man muß fort von aller seiner Herrlichkeit. Von diesen Dingen kann man nichts ins zukünftige, ewige Leben mitnehmen. Wer ins Todestal hinabsteigen muß, ohne den Herrn als Teil — sagen wir es recht: ohne einen Heiland zu haben — der ist wahrlich arm und zu bedauern. Da sieht es öde und trübe aus. Hat der Glanz und Schimmer dieser Welt das innere Auge fürs Wahre, Bleibende, Ewige geblendet, so folgt im Tode ein Aufwachen, wo auch der in Purpur Gekleidete seine Blöße erkennen und beklagen muß. Wehe! Wehe! wenn man das gute Teil nicht hat im Tode. Da ist wahrlich nicht gut sterben. Wer den Herrn als Teil hat, braucht sich nicht zu fürchten. Der verläßt ihn nicht und verhilft endlich zum himmlischen Erben.

So lassen wir Jeremias denn ruhig seine Arie singen: Der Herr ist mein Teil. Wir wollen's von ihm lernen und so das Gleiche tun, wenn trübe Wolken kommen. Man singt nicht immer unter Tränen. Die Zeit kommt, wo die blutgewaschene Schar, die hier in Trübsal sang: „Dennoch bleibe ich stets an dir!“ Gott preisen wird in Neu-Jerusalem, im ewigen Leben, in der Herrlichkeit. Und darum singen wir:

„Geht's auch durchs Tränental,
Folgt doch des Himmels Saal,
Der Herr ist mein Theil!“

O Seele, kannst auch du heute — du, die du im Tränenwinkel sitzest, du, deren Hoffnungen wie Trümmer um dich herliegen— sagen: „Der Herr ist mein Teil! „Der Herr ist mein Teil!“? Wenn so, dann hast du keinen Grund zu klagen und zu verzagen. Er ist dein Trost; eine unversiegbare Quelle, zur Zeit wenn es dürre, öde und traurig aussieht um dich her. Der Herr verläßt die Seinen nicht. Auf, und singe mit Assaph dem alten Gottesfreunde: „Herr, wenn ich dich nur habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil.“ Psalm 73, 25—26.

Nur ein Schritt.

„Hat Frau Schmidt immer so ernst ausgesehen?“ fragte ich einmal meine Mutter, nachdem ich die blasse, stille Frau, die jede Woche bei uns ausbesserte, lange beobachtet hatte.

„Nein,“ lautete die Antwort, „vor dreißig Jahren, als sie eben geheiratet hatte und auch vorher, gab es kaum ein fröhlicheres, immer zu Scherzen, aber leider auch zu Widersprüchen aufgelegtes Wesen. Ihr Mann war brav und gut, er arbeitete draußen vorm Tor in der chemischen Fabrik, doch er war ein bißchen sehr empfindlich, und so gab es oft kleine Streitigkeiten in der jungen Ehe, denn die Frau meinte, sie müßte dem Manne das ‚Uebelnehmen' abgewöhnen, und stritt und widersprach tapfer darauf los, selbst wenn sie es nicht so meinte sie wollte aber immer recht behalten. Eines Morgens war es auch so gewesen. Mann und Frau hatten sich wieder gezankt. Als der Mann aber schon ein ganzes Stück den Weg nach der Fabrik gegangen war, mochte es ihn wohl gereuen, denn er hatte ein gutes Herz, und so kehrte er um, suchte die Frau in der Küche auf und sagte: „Marie, laß uns als Freunde auseinander gehen. Gib mir einen Kuß und laß es wieder gut sein. Ich meine, ich habe sonst kein Glück bei der Arbeit.“ Aber sie wandte sich ab und gab ihm nicht einmal die Hand! Sie meinte wohl, sie könne ihn erziehen dadurch und seine Empfindlichkeit abgewöhnen, denn sie hatte ihn wirklich lieb. Er kam nicht mehr lebendig zurück. Am Abend brachten ihn vier Männer als Leiche auf einer Bahre nach Hause.

Ich habe Frau Schmidt nicht wieder lachen sehen seitdem,“ fuhr meine Mutter fort. „Sie hätte wohl gern Jahre ihres Lebens dafür gegeben, wenn sie ihren Mann nicht so abgewiesen und gekränkt

hätte. Und wir alle, die wir es damals miterlebten, wie sie fast verging in Kummer und Selbstvorwürfen, haben es uns gemerkt: Man soll nie auseinander gehen, ohne die Streitigkeit, die vielleicht vorgekommen, beseitigt zu haben. Wer weiß, es ist vielleicht nur ein Schritt zwischen dem Augenblick und dem Tode.

In treuer Hut.

Eine gute, fromme Frau, deren Mann vom Hause abwesend sein mußte, begab sich eines Abends in ihr Zimmer, um sich zur Ruhe niederzulegen. Ohne gerade eine Absicht dabei zu haben, schaute sie in den Spiegel und gewahrte zu ihrem Schrecken einen Mann, der sich hinter ihrer Garderobe versteckt hatte. Im ersten Augenblick wollte sie nun um Hilfe rufen, erkannte aber schnell, daß das Rufen nutzlos wäre, und beschloß, sich nun ganz auf die Hilfe des Herrn zu verlassen. Sie stellte sich mutig und ging so entschlossen als sie konnte durch das Zimmer, nahm die Bibel und setzte sich auf einen Stuhl nieder. Mit fester Stimme begann sie dann das 53. Kapitel im Propheten Jesaias zu lesen. Dann kniete sie nieder und betete laut zu ihrem Vater im Himmel. Sie sagte ihm, wie sie und ihre Kinder und ihr Dienstmädchen wehrlose, unbeschützte Wesen seien und bat inständig, Er möge doch sie bewahren vor Räubern und sonstigen bösen Menschen. Sie hatte sich kaum erhoben von ihren Knieen, als sich eine Hand auf ihre Schultern legte und der eingedrungene Räuber zu ihr sagte: „Schreien Sie nicht und fürchten sie sich nicht, Sie sind vor mir vollständig sicher. Ich kam hierher in der Absicht, dieses Haus zu plündern, aber nun kann ich ihnen keinen Schaden tun. Das Kapitel, welches sie gelesen haben, hörte ich oft meine Mutter lesen und so wie sie beteten, betete auch meine Mutter. Ich gehe jetzt. Sie brauchen durchaus keine Angst zu haben." Damit sprang der Räuber zum Fenster hinaus und verschwand in der Dunkelheit der Nacht.

Einige Jahre später erzählte diese Frau diese Begebenheit ihres Lebens in einem christlichen Kreise, um ihres guten Hirten treue Hut zu rühmen. Am Schluß der Versammlung kam ein Mann auf sie zu und sagte zu ihr: „Ich weiß, daß die Geschichte, welche Sie heute Abend erzählten, wahr ist, denn ich bin der Dieb, der Ihnen damals den Besuch machte. Ihr Bibellesen und ihr Gebet in jener Nacht haben mich veranlaßt, mich zu Christus zu wenden. Der gute Hirte hat nicht nur eines seiner Schäflein treu bewacht, sondern auch einen Wolf in ein Lamm umgewandelt und es zu seiner Herde gebracht."

Wie die Welt urteilt.

Ein Jüngling, der bis dahin in und mit der Welt gelebt hatte, entschloß sich, dem Zug des Geistes Gottes folgend, in Jesu Nachfolge zu treten. Sein bisheriger Genosse, dem er dies mitteilte, warf ihm einen wehmütigen Blick zu und sagte: „Du bedauernswerter Mensch, allen Lebensfreuden willst du entsagen und hinfort ein verdüstertes Dasein führen." Dies ist das verkehrte Urteil der Welt, wie sie es über den Christen fällt. Sie ist blind in solchen Dingen und sieht und kennt nicht die Herrlichkeit des Christen. Der Dichter hat eine gar andere Ansicht ausgesprochen, wenn er singt:

> Wüßten's doch die Leute,
> Wie's beim Heiland ist,
> Sicher würde heute
> Mancher noch ein Christ.

Aber die Welt kennet das Christentum nicht. Wenn Jesus betet: „Ich habe ihnen gegeben die Herrlichkeit, die du mir gegeben hast," so hat sie dafür keinen Sinn. Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes. Der erneuerte Mensch aber weiß, an wen sein Glaube sich hält. Die Welt sagt, das Christentum ist ein Betrug, aber beweisen kann sie das nicht. Der Christ aber beweist durch seinen Wandel und Bekenntnis, daß es Leben, ewiges Leben und Seligkeit ist. Jener Jüngling, der in Jesu Nachfolge getreten, stand nach Jahren im Begriff, in die Ferne zu ziehen, um in dem Weinberg des Herrn zu arbeiten. Kurz vor seiner Abreise wurde er gebeten, einen Sterbenden im Krankenhaus der Stadt zu besuchen. Wen fand er? Seinen früheren Genossen. Er hatte nur noch Stunden zu leben. Ehrlich bekannte er: „Ich habe die Freuden des Lebens genossen und ein früher Tod ist mein Lohn." Wie aber lohnt Gott, wenn wir ihm dienen? „Sind wir denn Kinder, so sind wir auch Erben, nämlich Gottes Erben und Miterben Christi, so wir anders mitleiden, auf daß wir auch mit zur Herrlichkeit erhoben werden." Mit der Kindschaft ist Gottes Kindern das Erbrecht im Himmel gegeben. Eine dauernde Weltseligkeit gibt es nicht. Wer sich einem solchen Wahne hingibt, ist wahrlich betrogen. Der Lohn ist bittere Reue, wenn nicht gar Verzweiflung. Oft aber kommt die Reue zu spät.

Gottes Richtmaß.

Von Josia, Hiskia, Jotham, Amazia, Usia und Assa, Könige von Juda, steht geschrieben in der heiligen Schrift: Sie taten „das dem Herrn wohlgefiel," oder nach englischer Uebersetzung, „das Recht war in den Augen des Herrn." Die Erklärung von diesem ist, daß sie aufrichtig, redlich, lauter und treu dem Gott des Himmels und der Erde dienten und beständig das suchten zu tun, was ihm wohlgefällig war. Sie erwählten für sich selbst die höchste, edelste und allein richtige Lebensrichtschnur. Von einem dieser Könige heißt es, daß er „Wandelte in den Wegen seines Vaters David, und wich weder zur Rechten noch zur Linken." Er ging stracks vorwärts auf dem Wege Gottes, aufrecht, unverzagt, mit offenem Angesicht, und ohne im geringsten zu wanken. Er tat seine Pflicht gegen Gott und sein Volk.

Wir lesen von Andern in Gottes Wort: „Ein jeglicher tat, was ihm recht däuchte." Jesus sagt uns von Solchen, welche liebhatten „die Ehre bei den Menschen, denn die Ehre bei Gott." Paulus schreibt von Leuten die ihre „Ohren von der Wahrheit wenden, und sich zu den Fabeln kehren, und ihnen selbst Lehrer aufladen, nachdem ihnen die Ohren jücken." Man kann wohl sagen: So fern der Morgen ist vom Abend, so hoch der Himmel über der Erde ist, so bemerkbar der Unterschied ist zwischen Licht und Finsternis, so groß, so tief und so breit die Kluft ist zwischen Lazarus in Abrahams Schoß und dem reichen Mann in der Hölle, ebenso bemerkbar ist der Unterschied und Zwischenraum in diesem Leben und in jener Welt, bei denen welche in sich vorwärts und aufwärts schauen, und tun das vor Gott das Rechte ist, und Denjenigen, welche handeln und wandeln nach ihrem eigenen Gutdünken, wie es ihnen gefällt, oder wie es andere Leute für gut ansehen.

Viele in unsern Tagen betrachten sich als gute Bürger, ehrenhafte Leute, und manche davon sind angesehene Kirchenglieder, so lange es ihnen gelingt der Polizei und dem bürgerlichen Gericht auszuweichen. Sie meinen es sei nicht viel daran gelegen, wie viel ihnen anvertraut ist, wie viel hart verdientes und erspartes Geld oft von Witwen, Waisen, Tagelöhnern, u. dgl. ihnen zur Verwaltung übergeben ist, wenn sie es durch criminale Nachlässigkeit, durch die Finger oder vielleicht in ihre eigene Taschen gleiten lassen; so lange die Landesgesetze sie nicht zwingen solches Geld zurück zu zahlen, so lange ungerechte Richter sie schützen, so lange sie sich aus dem Gefängnis halten können — so lange wischen sie ihren Mund und sprechen frech: „Wir haben kein Uebels getan." Schriftgelehrte und Pharisäer — hervorragende Kirchenmänner, welche „auf Moses Stuhl sitzen", Manche unter den Predigern und Laien, behaupten heutzutage, gemachte Schulden oder finanzielle Verantwortlichkeiten seien keine Schulden, und nicht bindend, wenn sie nicht durch bürgerliche Gesetze kollektirbar sind. Von einem Diebstahl, so wie derselbe in Mal. 3, 8, Jes. 10, 2 und Marci 12, 33—40 geschildert ist; von einem Ehebruch so wie Jesus in Marci 10, 11. 12 und Matth. 5, 28 solchen darstellt; von einer Abgötterei, wie Paulus in Col. 3, 5 davon spricht; von einer Mordtat, nach der Erklärung von 1. Joh. 3, 15, von der Heilighaltung des Sabbaths nach Jes. 58, 13, Neh. 13, 16—22 und Luk. 23, 56, das Ehren von Vater und Mutter nach Marci 7, 10—13, über das Lügen nach 1. Joh. 2, 4 — von all diesem will man nichts mehr hören, in unserer finsteren und trübseligen Zeit. In meinem Gemüt herrscht nicht der geringste Zweifel, daß hierinnen die Hauptursache zu suchen ist, warum die Kirche im Allgemeinen ihre geistliche Kraft verloren hat: „Kinder kommen an die Geburt, und ist keine Kraft da, zu gebären." Hierin liegt auch die Ursache, warum die verhängnisvolle schreckliche Kriegswolke über den ganzen Erdball gommen mußte.

Wenn man die Verhandlungen von Missionsbehörden, sowie die Berichte ihrer Beamten liest, und den großen Missionsversammlungen beiwohnt könnte man leicht auf den Gedanken kommen, daß um die Welt für Jesus zu gewinnen, dazu sei Geld und eine große Anzahl Missionare das

„Eine das Not ist," oder doch das Hauptnotmittel. Manche scheinen der Meinung zu sein, daß wenn die verschiedenen Behörden genug Geld hätten, und die verschiedenen theologischen Schulen könnten genug Missionare und Missionarinnen liefern, und man überall recht prachtvolle Kirchen errichten, und mit Pfeifenorgeln, Orchester, Schauspiel Sängern, und talentvollen theologisch gelehrten Predigern versehen könnte, dann würden die heidnischen Länder in kurzer Zeit Christus als ihren Heiland annehmen und es würden bald alle „Reiche der Welt unsers Herrn und seines Christus" werden. Dies ist eine irrige, falsche Ansicht. Wenn man der Kirche alles Gold und Silber in der Welt in den Schoß legen und ihr genug Missionare geben würde, um alle Städte, groß und klein, alle Dörfer und Feldwege in der ganzen großen weiten Welt damit zu besetzen, so könnte man dadurch an und für sich selbst in Millionen von Jahren die Welt nicht für Jesus gewinnen. „Das ist das Wort des Herrn: Es soll nicht durch Heer oder Kraft, sondern durch meinen Geist geschehen, spricht der Herr Zebaoth." Wenn eine Wahrheit mit mehr Nachdruck und Deutlichkeit in Gottes Wort dargetan wird als irgend eine andere, so ist es diese, die sich auf Nationen, Kirchen und Personen bezieht: „Der unschuldige Hände hat, und reines Herzens ist; der nicht Lust hat zu loser Lehre, und schwöret nicht fälschlich: der wird den Segen vom Herrn empfangen, und Gerechtigkeit von dem Gott seines Heils."

Wenn die christliche Kirche, oder um näher heim zu kommen und vor unserer eigenen Tür zu kehren: Wenn unsere Kirche, Glieder und Prediger unter uns sich vollkommen einigen könnten alles andere auf eine bestimmte Zeit auf die Seite zu setzen — alles zum Stillstand bringen, so wie einst eine Stille im Himmeu war, „bei einer halben Stunde," und so wie es zehn Tagelang zum Stillstand kam in der Kirche „auf dem Söller" zu Jerusalem, vor dem Pfingstfest, und man dann hervorbringen und verbannen würde wie in den Tagen Josuas, alle gestohlenen babylonischen Kleider, Silber u. Gold welche in unseren Hütten heimlich begraben sind, das würde eine Reinigung geben! Laß einen Moses, so wie einst in Israel zu Sittim (4. Mose 25, 1—9); einen Nehemia, nach Neh. 13, 23—30; einen Johannes der Täufer, nach Matth. 14, 3. 4; und Paulus, nach Apg. 24, 25, durch unsere Gemeinden gehen und das Volk reinigen von allem dem das fremd ist. Man tue hinweg die fremden Götter, die Sabbattagsschänderei, Hurerei, Heuchelei, Zwietracht, Zank, Hader, Streit, Mißgunst, Ehrgeiz, Selbstsucht, und alles was unter uns ist, das dem Herrn mißfällt. Man bringe Apostel, Propheten, Evangelisten, Hirten und Lehrer, so wie sie der Herr eingesetzt hat in seiner Kirche, nach Eph. 4, 11, vom heiligen Geist erfüllt, an ihre Stätte; und man lasse dann im verborgenen Kämmerlein, am Familien Altar, in den öffentlichen Gottesdiensten, von Jung und Alt, Gebete, Psalmen, Lobgesänge und geistliche liebliche Lieder zu Gott empor steigen. Dies würde „den Tag der Pfingsten erfüllen" unter uns und es würde bei weitem mehr bedeuten, als alle theologischen Schulen, Collegien, medicinisch gelehrte Missionare, Teacher training, Hospitäler und mehr, als wenn alle Schatzkammern in der Kirche überlaufen würden mit Geld, und mehr als hunderttausende Missionare und Missionarinnen. Diese alle sind notwendig um Gottes Werk im In- und im Ausland zu treiben, aber von Anbeginn der Welt her, unter allen Völkern, konnte das nie mit Erfolg getan werden, es sei denn, so wie geschrieben steht von den vorher erwähnten Königen Judas, besonders von Josia, von den Vorgesetzten, unterstützt von Gemeindegliedrn, tun das dem Herrn wohlgefällt, und wandeln in den Wegen der alten frommen Väter, und weichen weder zur Rechten noch zur Linken. Ausgewählt.

Die Bekehrungs-Geschichte der Geschwister Grün. Von ihnen selbst erzählt.

Aus Israels Hoffnung.

„Der Herr kann große Dinge tun." Joel. 2, 21.

Ich bin am 18. Januar 1861 in Tarnopol, Galizien, geboren und dort von meinem Vater im streng orthodoxen jüdischen Glauben erzogen worden. Als dreijähriger Knabe mußte ich schon in Chedar (Religionsschule) und fing an das hebräische Alef Beth zu lernen. Mit sechs Jahren saß ich schon über dem Talmud. Der Talmud galt und gilt in der ganzen zahlreichen Judenschaft Galiziens als Richtschnur für das menschliche Leben. Darum wird der Knabe von frühester Jugend auf zum eifrigen Studium desselben angehalten. In meinem zehnten Jahre kam ich in die Jeschiwe (höhere Talmudschule). Da verbrachte ich dann meine Tage und den größten Teil der Nächte. Freunde meines Vaters rieten ihm, er solle mich in eine bürgerliche Schule schicken, wo ich auch Deutsch und Polnisch lernen könne. Dazu war aber mein Vater nicht zu bewegen. Die Kinder in diesen Schulen, sagte mein Vater, sitzen den ganzen Tag ohne Kopfbedeckung und lesen in goischen (christlichen) Büchern. Da müssen sie sogar am Schabbes (Sabbath) schreiben. Nein, mein Kind gehört nicht dorthin; es soll nicht sitzen, wo die Spötter sitzen. So wuchs ich auf ohne jedes andere Wissen, außer dem des Talmuds. Ein Jahr später kam der Rabbiner von Tarnopol zu dem Rabbi von der Jeschiwe mit der Bitte, er möchte ihm einen guten Chaver (Freund) für seinen einzigen Sohn empfehlen. Sie sollten zusammen lernen, damit einer den anderen aneifere.

Mein Rabbi empfahl mich, und so wurde ich mit 11 Jahren Schüler des berühmtesten Rabbiners von Galizien, „Joseph Rabad". Zu meinem großen Leidwesen ist aber der Rabbiner 1½ Jahre darauf gestorben und ich mußte zurück in die Jeschiwe.

Im Februar 1874 starb mein Vater. Meine Mutter war schon längst tot; sie starb als ich zwei Jahre alt war. Nun war ich ganz verwaist. Mein älterer Bruder arbeitete irgendwo in einer polnischen Stadt, aber ich wußte nicht wo. Meine beiden Schwestern, zwei unverheiratete Mädchen, die sich durch Nähen ernährten, wollten mich in Kost geben und alles für mich zahlen; ich solle nur mein Talmud-Studium fortsetzen. (Nach der Lehre des Talmud kann einer den Anderen ernähren, und soll dafür die Hälfte der Seligkeit, die der Andere durch sein Talmud-Studium verdient, haben. Die zwei Stämme Jsaschar und Sebulon sollen so ein Einverständnis unter sich gehabt haben. Sebulon soll handeln und soll dem Jsaschar die Hälfte seines durch Handel erworbenen Verdienstes geben. Und der Jsaschar soll lehren das mündliche und schriftliche Gesetz (Bibel und Talmud), und soll dem Sebulon geben die Hälfte der Seligkeit, die er aus diesem Studium gewinnt). Aber ich erklärte stolz, ich lasse mich nicht von Mädchen ernähren; ich bin schon Mann genug, selber für mich sorgen zu können (war zur Zeit etwas über 13 Jahre alt). Ich will überhaupt in die weite Welt hinaus und mir mein Glück suchen. So fuhr ich im Oktober 1874 im Alter von 13 Jahren und 9 Monaten in die große Gottes-Welt hinaus. Mein erstes Reiseziel war Odessa, Rußland. Aber da gefiel es mir nicht, und nach einiger Zeit fuhr ich nach Ackerman (Russisch-Beßarabien). Hier blieb ich 6 Monate; dann fuhr ich zurück nach Odessa und schiffte mich ein nach Constantinopel. Da blieb ich nur 3 Tage und dann nach Galatz, Rumänien. Hier blieb ich mehrere Jahre, d. h. nicht direkt in Galatz. Im September 1892 heiratete ich, und als im Jahre 1900 die Judenverfolgungen anfingen und die Unterdrückungs-Gesetze erlassen wurden, reiste ich mit Frau und drei Kindern zurück nach Constantinopel. Und im Jahre 1903, in meinem 42. Lebensjahre, hörte ich zum erstenmal, daß **Jesus Christus** der von den Juden erwartete Messias sei.

Es war im April 1903, kurz vor dem jüdischen Osterfest. Ich saß mit einigen Freunden in einem Kaffeehaus, und bei einem Glas Tee unterhielten wir uns. Das Hauptthema war: Ostern steht vor der Tür. Man braucht so viel und man verdient so wenig. Einer erzählte, daß er noch die ganze Rente vom Winter schuldig ist, und wie sein Hausherr ihn wegen des Geldes quält; der andere rechnet aus, was er für seine Frau und Kinder zu Ostern kaufen würde, wenn er das dazu nötige Geld hätte usw. Als wir so sprachen, rückte ein junger Mann (Br. Deutsch, zur Zeit Prediger an der Evangelischen Kapelle, Romanshorn, am Bodensee, Schweiz — ein eifriger Judenchrist) heran und sagte uns: Lieben Freunde, und wenn ihr schon das alles haben solltet, und wenn ihr so viel Geld haben solltet, euch einen Tisch bereiten zu können, wie der des Königs Salomo, so habt ihr doch keine Ostern, weil ihr nicht das wahre Osterlamm, Jesus Christus, habt; denn ohne ihn gibt's keine Ostern.

Ich glaube, wenn eine Bombe in unserer Mitte geplatzt wäre, wir wären nicht aufgeregter aufgesprungen als wir es sind, als wir diese Worte hörten. Der junge Mann wurde mit Schimpf- und Scheltworten

überschüttet, und nur seinen jungen Beinen hatte er es zu verdanken, daß er nicht verprügelt wurde, er lief nämlich schnell aus dem Kaffeehaus. Ich aber eilte ihm nach, holte ihn ein und sagte: Können Sie es biblisch beweisen, daß wir ohne Jesum keine Ostern haben können? Ja, sagte er, aber nicht hier auf der Straße. Bitte kommen Sie mit mir in mein Lesezimmer, da können wir ungestört darüber sprechen. Ich sagte, aber Sie müssen mir's aus der hebräischen und nicht aus ihrer protestantischen Bibel beweisen. Ja, sagte er lächelnd, Sie sollen ihren Willen haben. So gingen wir zusammen in die Lesehalle und dort fing ein großer Disput an. Nach einer Stunde sagte er, es tut mir leid, aber ich habe noch manche Besorgungen zu machen und muß fortgehen; wenn Sie wollen kommen Sie morgen wieder. Hochmütig ging ich weg. Ich dachte, ich habe den Missionar tüchtig in die Enge getrieben, und weil er keine Antwort mehr zu geben wußte, habe er keine Zeit mehr und mußte fort. Aber warte nur, ich komme schon wieder, und ich werde dir schon zeigen, wer verführt ist. Am anderen Tage kam ich und wieder fing ein großer Disput an, und wieder wurden wir nicht fertig. Gerade als die Unterredung am heißesten war, mußte er fort. Und am dritten Tage war ich wieder da. So verging der ganze Sommer 1903. Natürlich blieben wir nicht bei dem Thema von Ostern allein. Langsam fing aus dem Sieger, für den ich mich gehalten, an ein Besiegter zu werden. In meinem Herzen (nicht dem Missionar gegenüber) mußte ich oft zugeben, daß der Missionar recht hatte je mehr ich mich vertiefte in das Studium des Alten Testamentes. Und, wunderbar, ich bekam jetzt einen Hunger darnach und las jetzt in einer Woche mehr darin, als früher in Jahren. Und ich verglich die herrlichen Verheißungen mit den Tatsachen, die in dem Neuen Testamente erzählt werden. Ich war überrascht, überwältigt und wie berauscht von dem herrlichen Bilde!

Eines Tages kam ich in die Lesehalle und traf Br. Deutsch nicht an. Ich wollte gleich wieder weg gehen. Da sagte der Diener (auch ein Judenchrist namens Dreßler): Bitte, nehmen Sie Platz und lesen Sie ein wenig in diesem Buche; hier finden Sie das richtige für Leib und Seele. Damit gab er mir ein Neues Testament. Ich nahm das Buch und blätterte so ganz oberflächlich darin herum. Der Bruder stand hinter mir und schaute schweigend zu. Auf einmal streckte er seine Hand aus und hielt ein Blatt fest und sagte: Bitte, lesen Sie diesen Satz, aber laut. Und ich las den letzten Satz aus dem ersten Vers der Apostelgeschichte: „das Jesus anfing beide zu tun und zu lehren." Sehen Sie, sagte der Bruder, mit einem Manne, der das Tun vor das Reden stellt, können Sie getrost anfangen, der wird Sie nicht enttäuschen. 23 Jahre sind schon vergangen, seit ich diesem Jesus angehöre, und niemals hat es einen Moment gegeben, in dem ich es bereut habe, ihn zu meinem Meister gemacht zu haben. Das strahlende Gesicht, die glänzenden Augen, die selige Freudigkeit mit der dieser einfache Mann sein Zeugnis vor mir ablegte, machte einen gewaltigen Eindruck auf mich. In dieser Nacht konnte ich nicht schlafen. Ein bitterer Kampf tobte in meinem Herzen. Einerseits zog mich die Wahrheit mit mächtiger Gewalt, andererseits schreckten mich die Folgen ab. Ich sagte mir: Und wenn es wirklich wahr ist, wenn Jesus tatsächlich das ist, was die Missionare von ihm sagen, kannst du denn ihm nachfolgen? Kannst du dich taufen lassen und dein Volk mit allen seinen Leiden und Hoffnungen aufgeben? Es war eine schwere Zeit der innerlichen Zerrissenheit; und ich entschloß mich, mit dem Missionare zu brechen, die Lesehalle nicht mehr zu besuchen, vor allem, diesen Br. Dreßler zu meiden. Mit Br. Deutsch, dachte ich, kann man noch reden, disputieren, aber diesem Bruder Dreßler in seine Augen schauen, nein, das möchte ich nicht noch einmal. Aber so oft ich mir fest vornahm, die Lesehalle zu meiden, war ich am anderen Tage doch wieder da. Eine unsichtbare Kraft zog mich nach diesem einfachen aber heilig durchwehten Raum. Als ich sah, daß ich mich selbst nicht mehr beherrschen konnte, klügelte ich ein anderes Mittel aus: ich werde es meiner Frau erzählen, und wenn sie, die treue Jüdin, hören wird, daß ich mit Missionaren verkehrte, wird sie mir es auf's strengste verbieten, je wieder nach der Lesehalle zu gehen; und dann wird alles zu Ende sein.

So kam ich eines Abends nach Hause und erzählte alles meiner Frau; und als ich zu Ende war und wartete auf eine tüchtige Rüge, da hob meine Frau ihre Hände hoch empor und sagte: Gott sei Dank, daß ich erlebte, solches aus deinem Mund zu hören!

Meine Verwunderung und mein Erstaunen ist nicht zu beschreiben! Beruhige dich, sagte sie, und höre, ich will dir meine Geschichte erzählen. Wie du weißt, wohnten meine Eltern in Alexandria, Aegypten, und als Kind besuchte ich dort die Missionsschule (die englische Missionsgesellschaft unterhält in fast allen orientalischen Städten Missionsschulen und die Juden schicken gerne ihre Kinder in diese Schulen, erstens weil sie dort liebevoll behandelt und gut unterrichtet werden, und zweitens weil der Unterricht unentgeltlich erteilt wird.) Da ich eine schöne Stimme hatte, reihte Pastor Friedmann (so hieß der Direktor der Schule) mich in den Kirchenchor ein. Ich ging sehr gerne zur Kirche und die Predigten gefielen mir außerordentlich. Mein Vater durfte natürlich davon nichts wissen; und als er mich eines Sonntags fragte, warum ich mich so fein mache und wohin ich gehe, sagte ich, daß ich eine Freundin habe, die lehre mich sticken, und jeden Sonntag arbeiten wir zusammen. Aber einmal — es war in der Passionszeit und der Pastor sprach über die Kreuzigung Christi — war ich sehr gerührt und als ich nach Hause kam, vergaß ich mich und sagte: Ach, Papa, schade, daß du nicht heute mit in der Kirche warst, der Herr Pastor hat heute wunderbar gesprochen. Da sprang mein Vater auf und schrie: Was! Kirche?! du gehst Sonntags zur Kirche? Und im blinden Zorn gab er mir einen Schlag ins Gesicht, daß es mir geschwollen wurde. Montag konnte ich nicht mit dem geschwollenen Gesicht zur Schule gehen, und Dienstag kam der Lehrer, sich nach mir zu erkundigen; und da mein Vater gerade nicht zu Hause war, erzählte ich dem Lehrer, was vorgefallen war. Der erzählte es dem Pastor. Nach einigen Tagen kam der Herr Pastor zu meinem Vater und brachte ihm Arbeit (mein Vater war Schneider). Er bezahlte ihn auch sehr gut, und bald wurden sie gute Freunde. Das benutzte der Pastor, um mit ihm über sein Seelenheil zu sprechen, und nach einiger Zeit willigte er ein, mit mir zur Kirche zu gehen. Nur um dem Pastor einen Gefallen zu tun, gehe ich hin, sagte er. Aber er fand bald großes Interesse an der christlichen Lehre und studierte fleißig sein Neues Testament, und wir wären vielleicht auch alle getauft worden, denn bei meiner Mutter war alles wahr und gut, was der Papa für wahr und gut hielt. Aber mein Vater wurde krank — er bekam die ägyptische Augenkrankheit, und die Aerzte rieten ihm, Aegypten zu verlassen. So wanderten wir nach Rumänien aus. Dadurch wurden wir vom Verkehr mit wahren Christen abgerissen. Wie habe ich darunter gelitten! O, wie sehnte ich mich nach dem Worte Gottes, hatte aber niemand, der mich in ein Gotteshaus mitnahm. Dann kamst Du, und wir heirateten. Aber ich schämte mich vor Dir, mein Herzens-Geheimnis zu offenbaren. Oftmals aber, hauptsächlich am Sonntage wenn die Kirchenglocken läuteten, schien es mir, als ob ich vergehe vor Sehnsucht, einem Gottesdienste beizuwohnen; wenigstens noch einmal die schönen Lieder zu singen, das war mein Herzenswunsch. Nun hat es der allbarmherzige Gott so geführt, daß Du mit der Mission bekannt geworden bist; und, leugne nur nicht, ich sehe in Deinen Augen, Du bist von der Wahrheit ergriffen. Gott sei Dank! Nun gehen wir Sonntag beide zur Kirche.

Ich armer Narr, ich wollte vor Gott fliehen — und wie hat er in seiner wunderbaren Liebe vorgearbeitet zu unserem Heil und Segen!

Von nun an fehlten wir bei keinem Gottesdienste und bei keiner Gebetsstunde. So verging der Herbst 1903.

Im Winter darauf kam ich eines Tages in die Lesehalle. Da sagte Br. Deutsch: Herr Grün, wir werden die Halle für einige Tage schließen müssen, denn Br. Dreßler ist erkrankt. Ich sagte, das ist schade, aber wenn Herr Pastor Weinberger (auch ein Judenchrist und Direktor dieser Mission) es mir erlaubt, würde ich gerne zeitweilig Br. Dreßler vertreten und die Halle brauchte nicht geschlossen zu werden. Da sagte Br. Deutsch: Wir können doch nicht den Bock zum Gärtner machen; wie könnten wir Dich, den feurigen Verteidiger des Judentums in eine Missions-Lesehalle hinein setzen? Am nächsten Tage brachte mir Br. Deutsch die Schlüssel der Halle mit den Worten: Herr Pastor Weinberger hat zu Ihnen volles Vertrauen und ist sehr dankbar, daß Sie dieses Amt freiwillig übernehmen wollen.

Drei Monate saß ich in der Halle. In dieser Zeit wurde ich ganz des Herrn Eigentum. Und schon in dieser Zeit hat mir der Herr die erste Frucht geschenkt. Ein jüdi-

scher Buchbinder namens Levin, mit dem ich schon in Galatz bekannt war und dann wieder in Constantinopel traf, den nahm ich mit zur Lesehalle und erzählte ihm, was ich erfahren habe. Auch dieser Bruder wurde bekehrt und später in Jerusalem getauft und arbeitete nachher mit großem Segen unter Pastor Adnai in Bucaresti, Rumänien (Englische Missions-Gesellschaft.) Im Winter 1904 meldete ich mich mit meiner Frau zur Taufe. Dagegen aber hatte Pastor Weinberger Bedenken, weil ich einen großen Verwandten- und Bekanntenkreis hatte, so meinte er, unsere Taufe würde große Aergernis und Erregung in jüdischen Kreisen erwecken, und das könnte der Arbeit dort schaden. Es wäre besser, sagte er zu mir, Du fährst zu Pastor Dolmann nach Hamburg. Br. Deutsch war auch sehr dafür, denn auch er ward von Pastor Dolmann dort getauft. Pastor Weinberger erhielt die hl. Taufe von dem Vorgänger von Pastor Dolmann, P. Bacher, in demselben Missionshause. So fuhr ich, im Einverständnis mit meiner Frau, am 20. Apr. von Constantinopel nach Hamburg. Im August desselben Jahres kam meine Frau nach, und im Dezember 1904 wurden wir getauft. Im September 1905 durfte ich als Arbeiter in den Weinberg des Herrn eintreten. Bis Juli 1914 arbeitete ich unter Pastor Dolmann in Hamburg und der Herr hat mich reichlich gesegnet. Auf meinem Schreibtisch liegt ein Album mit cirka 40 Photographien von jüdischen Männern und Frauen, bei denen ich mitwirken durfte, daß sie zum Herrn kamen.

Ende Juli 1914 kam ich nach New York und wurde bald darauf von Pastor Thomas M. Chalmers in der „New York Jewish Evangelization Society" angestellt. Pastor Chalmers war im Juni 1914 auf der Internationalen Juden Missions Konferenz in Hamburg zugegen und ich wurde ihm dort von dem Allgemeinen Sekretär der englischen Missions-Gesellschaft vorgestellt. Er gab mir seine Karte mit der Bitte, daß wenn ich in New York anlange, ich ihn besuchen solle. Bei Pastor Chalmers arbeitete ich drei Jahre. Darauf trat ich in die „Brooklyn Jewish Mission" ein. Nach 14 Monaten führte mich der Herr aus diesem Werke und gab mir dieses herrliche Arbeitsfeld, unter den Juden in Newark zu wirken.

Auch das war eine Gebetserhörung, daß die „General Missionary Society of the German Baptist Churches of North America" sich hat willig erklärt, dieses Werk in Newark als eine ihrer Missionsarbeiten zu übernehmen. Alle eingehenden Gelder werden von dieser Gesellschaft verwaltet und zur Förderung der Judenmission in Newark verwendet.

Ich schließe mit der Bitte an die lieben Leser: Betet für uns und unsere Arbeit hier. Betet für Israel. Jes. 62, 6.

P. O. Gruen.

Aus „Israels Hoffnung", einem Monatsblatt des „Newark Jewish Mission House". Adresse des Editors ist: P. O. Gruen, Publisher and Editor, 180 So. Orange Ave., Newark, N. Jersey. Preis 50 Cents per Jahr.

Die Not in Europa.

Die folgenden Briefe von Mennoniten-Predigern in Deutschland werden in unseren Kreisen in Amerika mit Interesse gelesen werden.

Sembach, Pfalz, den 27. August 1919.

Lieber Bruder!

Durch Bruder Neff hörte ich unlängst, daß Ihr im Sinne habt, eine Sammlung zu Gunsten der Notleidenden in Deutschland zu veranstalten. — — — Ich habe Dir früher nie geschrieben, daß ich die ärmste Pfälzer Mennonitengemeinde bediene. Die Preise für alles, was zu kaufen nötig ist, sind um das Dreifache bis Zehnfache höher als früher. Direkt Hunger gelitten haben wir noch nicht, aber nahe genug sind wir daran. Der Mangel an allem, hauptsächlich an Kleidern und Schuhen, wird größer und an warmen Wintersachen fehlt es nicht nur in meinem Hause, sondern auch bei manchen armen Gemeindegliedern. Wenn der Winter kommt, wird es allerorts fehlen. Doch Du sollst nicht den Eindruck von mir bekommen, daß ich betteln will. Ich habe nur gedacht, ich wolle Dich aufmerksam machen, daß auch in unserer armen Gemeinde Mangel an viel Notwendigem herrscht.

Wolle zu Strümpfen kann fast nicht gekauft werden, da das Pfund bis siebzig Mark kostet. Es wäre jetzt manchem eine Hilfe in meiner Gemeinde, wenn er etwas Geld bekäme zum Ankauf von Kartoffeln für den Winter. Wie und was Ihr senden wollt, soll Euch überlassen bleiben, sei es Geld oder seien es Kleidersachen oder Nahrungsmittel. Nur wird es gut sein, die Sachen versichern zu lassen, damit der Wert nicht verloren geht, falls etwas gestohlen werden sollte.

In Amerika sind ja viele Bekannte aus unseren Kreisen. Gerade in Pennsylvanien, in Lancaster County, leben viele Gemeindeglieder, die aus der Sembacher Gemeinde stammen. Hartmann, Schnebele, Kinsinger, Eichelberger, Kühner, Krehbiel, Beutler, Latschar, Ewmann. Gott wird Euer Vergelter sein, wenn Ihr der alten Heimat in brüderlicher Handreichung gedenkt. Der keinen Becher kalten Wassers unvergolten läßt, segne Dich und alle, die von unserem Volke sind, die offene Herzen und Hände haben, mit seiner Gnade.

— — — Dein Bruder im Herrn,

Matth. Pohl, Pred.

Kaiserslautern, (Lilienstraße 5), Pfalz, den 28. August 1919.

Lieber Bruder —

— — — Was nun Ihre Anfrage betrifft, so kann ich Ihnen mitteilen, daß bei uns in den Städten die Lebensmittel sehr knapp und furchtbar hoch im Preise sind, so daß es fast nicht möglich ist — besonders für die kleineren Leute — sie zu kaufen. Stoffe für Kleider und Wolle für Strümpfe kosten das Fünf- und Sechsfache gegen früher; Holz und Kohlen ebenso. Für Kartoffel-Beschaffung auf den Winter und für Brandversorgung wären Gaben sehr erwünscht. Check auf „Rheinische Kreditbank", Kaiserslautern lautend, Kleiderstoffe, Wolle und Lebensmittel sind willkommen. Ich wäre bereit, die Sachen an Bedürftige hier und an die Stadtmissionen hier ev. in Ludwigshafen und Zweibrücken zu übermitteln. Gut wird es sein, wenn die Sachen in mehreren Sendungen — nicht alles auf einmal — ankommen.

Mit herzlichen Brudergruß, in Christo, Ihr

Abrah. Hirschler, Pred.

Zur Erläuterung des hier Gesagten sei bemerkt, daß Kaiserslautern eine namhafte Stadt ist. Im allgemeinen ist die Not größer in den Städten als auf dem Lande. Die evangelischen Stadtmissionen in Deutschland machen es sich zur Aufgabe, den Notleidenden nach Kräften beizustehen; durch sie können Bedürftige mit Gaben erreicht werden. Die Mennonitenprediger der Rheinlande haben keinen Nebenberuf außer dem Predigtamt, sie sind für ihre Lebensbedürfnisse auf ihr mageres Gehalt angewiesen. Der Prediger der Mennonitengemeinde Sembach bezieht ein Gehalt von 2,000 Mark per Jahr. Vor Beginn der Kriegszeit war dieses Gehalt genügend. Heute ist die deutsche Mark an Kaufkraft so gesunken daß erst achtzehn Mark (statt 4. 20 Mark) den Wert eines Dollars repräsentieren. Es muß also in dieser Teuerungszeit auch für die Predigerfamilien zutreffend sein, daß Schmalhans Küchenmeister geworden ist. Den Glaubensbrüdern in Amerika wird es interessant sein zu sehen, daß sich schon mit einer Gabe von ein paar Dollars in Deutschland viel anfangen läßt. Die direkte Sendung von Geld nach Deutschland durch Bankanweisung hat keine Schwierigkeiten. Zwei Adressen von Predigern sind oben angegeben, andere Adressen können leicht ermittelt werden.

Es ist klar, daß unter den Mennoniten gewisser Gegenden Deutschlands Hilfe not tut. Die ärmsten Klassen der Bevölkerung, unter denen die Not am größten ist, können durch mennonitische Prediger und besonders durch die evangelischen Stadtmissionen erreicht werden. Von der vorherrschenden Not liegen überzeugende Beweise vor. Hier folgen Zeugnisse von zuverlässigen Personen, welche die Notlage untersucht haben.

Bischof Nuelsen von der Methodistenkirche (früher Professor in Berea, Ohio) und die Mitglieder einer Kommission, die von der amerikanischen Methodistenkirche beauftragt worden ist zur Untersuchung der Verhältnisse in Deutschland, sandten am 5. September die folgende Depesche an die zuständige Behörde in Amerika:

„Zehn Tage gründlicher Nachforschung und eine Durchsprechung der Lage mit den Repräsentanten des deutschen Methodismus hat uns völlig überzeugt, daß desperate Verhältnisse vorliegen, welche rasche Abhilfe durch unsere Glaubensgenossen erfordern. An Zucker, Fetten, kondensierter Milch, Schuhen und Kleidern aller Art, besonders für Frauen und Kinder, ist Mangel. Fünfhundert Diakonissen entbehren notwendige Kleider. Ein großes Schiff mit Lebensbedürfnissen sollte geschickt werden sobald die Möglichkeit gegeben ist."

Jane Addams von Chicago, bekannt durch ihre wichtigen schriftstellerischen Arbeiten und Werke der Menschenfreundlichkeit, hat in Begleitung einer Aerztin, Dr. Alice Hamilton, im Auftrag des Hilfskomitees der Amerikanischen Freunde (Quäker) Deutschland bereist und nach gründlicher Kenntnisnahme einen eingehenden Bericht erstattet über die vorherrschende Not. Dieser Bericht, der wie man hofft, in's Deutsche übersetzt und veröffentlicht werden wird, bestätigt die Tatsache, daß Hilfe dringend not tut.

Unsere Regierung begünstigt Werke der Menschenfreundlichkeit, nicht nur in den alliierten Ländern, sondern auch in Zentral-Europa. Wie allgemein bekannt hat Präsident Wilson wiederholt versichert, daß Amerika nicht gegen das deutsche Volk

Krieg geführt hat. Der Krieg hat durch die Preiserhöhung der Lebensmittel dem amerikanischen Farmer große Einnahmen gebracht. Wie dankbar werden diejenigen sein, die durch den Krieg Unsägliches gelitten haben, wenn die christliche Liebe ihnen einen Teil des Segens, den man hier genießt, zuwendet.

Allen Menschenfreunden muß es erfreulich sein, daß manche mennonitische Kreise bereits namhafte Beiträge gegeben haben zur Linderung der Not und zur Heilung der Wunden, die der Krieg geschlagen hat. Für Rußland hat unser Volk viel gegeben und wird mehr tun. Für Frankreich und Syrien haben die östlichen Mennoniten über vierhundert tausend Dollars gegeben. Seit April 1918 haben sie monatlich achttausend Dollars beigesteuert zur Linderung der Not und für Rekonstruktionswerk in Frankreich. Fünf und vierzig mennonitische Jünglinge, darunter auch einige westliche, sind ein Jahr und darüber tätig gewesen in diesem Werk der Menschenfreundlichkeit in Frankreich; zur gegenwärtigen Zeit befinden sich daselbst noch etwa 25 Jünglinge von den Unseren. Sie arbeiten unter dem Komitee der amerikanischen Quäker. Neuerdings ist beschlossen, dieses Werk auf Deutschland und Oesterreich auszudehnen. Der Kassenführer dieser Organisation ist G. L. Bender, Elkhart, Indiana, der Gaben für irgend eins der bedürftigen Länder in Empfang nimmt und dafür quittiert.

Joh. Horsch.

…nigte Staaten

Idaho.

Dubois, Idaho, den 27. August 1919
Werter Editor!

Wenn jemand eine Reise macht, sollte er auch etwas erzählen oder schreiben können. Um nun mein Versprechen gut zu machen, will ich etwas hiemit mitteilen; will dann aber ein wenig zurück gehen und von Anfang anfangen.

Als mein Bruder Heinrich Dalke und ich auf dem Schulfest waren bei Dubois, Idaho, am 25. April bei Lehrer Jacob Friesen, wurde ich per Telephon von Dubois aus benachrichtigt, daß mein Sohn Jacob in Oklahoma City durch ein auf ihn herabfallendes Automobile verletzt war und im Sterben lag. So fuhren wir denn gleich nach Dubois und ich bereitete mich vor um nach Oklahoma City zu fahren. Durch drei Stunden Verspätung des Zuges konnte ich nur erst um 3 Uhr des Nachts von Dubois abfahren. Durch diese Verspätung waren die Verbindungen mit anschließenden Zügen verdorben und ich mußte zwei Mal sechs Stunden warten auf die Züge. Einmal in Pocatello, Ida., und das andere Mal in McFarland, Kansas.

So kam ich nur erst Montag des Nachts spät in Oklahoma City an. Der Leser kann es sich vorstellen, was für ein Schmerz es war, dort zu erfahren, daß mein Sohn schon Sonntag nachmittag im Hospital gestorben war und er jetzt bei dem Leichenbestatter lag. O, wie lang wurde mir die Reise und wie peinlich die Zeit bis zum Morgen verstrich, daß ich konnte meinen lieben Sohn sehen. Mein Bruder John Dalke, der bei Carnegie, Okla., wohnt, war schon Sonntag des Morgens nach Oklahoma City, gekommen, den ich dann Montag früh auch traf und wir beide gingen dann zum Leichenbestatter um meinen Jacob zu sehen und Vorbereitungen zu treffen für das Begräbnis. Meine Gefühle und den Schmerz kann ich nicht beschreiben. Es muß dies erfahren werden, wer das recht verstehen will oder soll wie es geht, wie ich es habe erfahren müssen. Ein Schmerz war noch nicht vorüber, dann kam der Andere und der Dritte und Vierte. Denn in 1917 verlor ich meine liebe Gattin, geborne Maria Schmidt, durch den Tod, verursacht durch Magenkrebs; am 20. November 1918 starb mein Sohn Ruben, der eine Frau und zwei kleine Kinder hinterließ; am 7. Februar 1919 starb meine zweite Gattin, geborne Helena Enß und das Baby an der fürchterlichen Krankheit Influenza und dann den 27. April 1919 starb Jacob an den Verletzungen. So habe ich innerhalb zwei Jahren müssen fünf Liebe aus meiner Familie begraben. Doch ich weiß, daß sie Alle sind selig im Herrn entschlafen. Das ist mein Trost! Der Herr hatte sie mir gegeben und hat sie auch wieder zu sich genommen. Und Er wolle mich und den Rest meiner Familie, ja uns Alle vorbereiten, daß wir, wenn die Sterbestunde an uns kommt, fertig sind um auch heim zu gehen.

Mittwoch den 30. April des Morgens früh fuhr ich per Bahn mit der lieben Leiche meines Sohnes nach Clinton, von wo aus der daselbst wohnende Leichenbestatter die Leiche bis zur Sichar Kirche bei Cordell brachte, wo dann nachmittag das Begräbnis stattfand. Die Kirche war gedrängt voll. Der dortige Chor sang etliche passende Lieder und Pred. Jacob Janzen und Heinrich Schmidt hielten die Ansprachen. Gott wolle geben, daß es zum Segen gereicht hat.

Es ist merkwürdig, daß ich auf dieser meiner etwas ausgedehnten Reise habe vier Begräbnissen außer der meines Sohnes beigewohnt.

Das sind aber alles Mahnstimmen Gottes, Mensch du hast hier keine bleibende Stätte, du mußt weg von dieser Welt. Ob reich oder arm, du mußt sterben usw. Leider aber will der Mensch diesen so laut sprechenden Rufen nicht Folge leisten.

Nach etwas mehr als zwei monatlichem Aufenthalt in Oklahoma, während welcher Zeit ich Besuche machte bei der noch lebenden Mutter (sie ist schon über 82 Jahre alt) und Geschwister und Freunde machte und auch versuchte aus zu finden wo Jacobs Nachlassenschaften waren um die in Ordnung zu bringen, fuhr ich dann endlich nach Kansas, wo ich dann auch noch bei den Schwiegereltern und Geschwistern und Freunden Besuche machte. Ehe ich Kansas verließ machte ich noch einen Kontrakt mit der Schulbehörde des „Lakeside" Distrikts nahe bei Buhler, Kansas. So gehe ich also zurück nach Kansas auf wenigstens sieben Monat (vielleicht auch länger).

Ich schreibe diesen Bericht auf der Reise nach Kansas. Der werte Editor oder die Setzer müssen das schlechte Schreiben entschuldigen, weil der Zug etwas schüttelt. Später folgt Fortsetzung. Peter Dalke.

— Aus dem „Herold."

Minnesota.

Bingham Lake, Minnesota, den 10. September. Man hofft von einer Zeit zur andern, daß die Arbeit weniger werden soll, so daß man mal in aller Ruhe etwas zu Papier bringen kann, um der Rundschau etwas mitzugeben. Aber wenn ich nur dann schreiben wollte, wenn ich Zeit habe, dann würde die Rundschau nur wenig von mir bekommen.

Das Dreschen ist hier beinahe beendigt. Es brauchte dasselbe in diesem Jahr nicht soviel Zeit als wir es von früher gewohnt sind, denn die Ernte gibt nur halb so viel Getreide wie voriges Jahr. Hafer gibt es von 15 bis 25 Buschel. Im Buschel sind nur ungefähr 20 Pfund. Weizen gibt es bis fünf Buschel. Doch zu Mehl ist unser Weizen nichts wert, unsere Mühlen kaufen ihn gar nicht. Wenn er wenigstens für die Hühner gut wäre, aber die verhungern bei dem Weizen. Gerste ist dieses Jahr etwas besser. Eine Hoffnung hat der Minnesotaer Farmer noch, nämlich das Corn, welches eine volle Ernte bringt. Bis jetzt haben wir schönes, warmes und trockenes Wetter gehabt. Den 11. dieses Monats hatten wir mal einen guten Regen. Es fiel fünf Zoll Wasser in einer Nacht. Heu hat Minnesota auch reichlich, wenn wir auch nicht so viel bekommen, als wir brauchen können; wir brauchen manchmal auch zu viel. Aber dankbar sollten wir sehr sein, denn wir haben hier bei Bingham Lake und Mountain Lake eine doppelte Ernte gehabt — eine natürliche und eine geistliche. Den 7. dieses Monats hatte die M. B. G. ein Tauffest, wo 22 Seelen getauft und zu der Gemeinde zugetan wurden. Dem Fest wohnten viele Leute bei. Es waren dort am Wasser 179 Autos und 19 mit Pferden und Buggies, so bei 1200 Personen.

Unsere Stadt Mountain Lake wird bald müssen mehr Land kaufen, da viel Farmer nach der Stadt ziehen und die Farmerei an den Nagel hängen. Johann A. Reimers haben sich dort auch ein Heim besorgt, auch Aron F. Neufeld sagt uns Farmern „Good bye". Jakob H. Balzer richtet sich in Mountain Lake ein modernes Heim auf. Jakob Harder bei Delft hat seine Farm an J. C. Wiens, welcher von Montana zurück kam, verpachtet. Die Harders Familie wird wohl nach California abdampfen. Es ist hier auch kalt im Winter. Abraham J. Quirings kommen diesen Monat von Montana zurück. Es ist keine Ruhe in dieser Welt. Die Frau des Aeltesten Heinrich Voth von B. C., Canada, kam hier vorige Woche an zu ihrem Sohn Heinrich. Wo sie für weiterhin ihr Heim aufschlagen wird, können wir hier nicht bringen. Aron C. Wiens nimmt es jetzt ganz gemütlich. Er hat sich einen Tractor gekauft, und der

Fortsetzung auf Seite 9.

Editorielles.

— In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden," sagte Jesus seinen Jüngern kurz vor seinem Tode.

— Es gibt viel in der Welt, was den Menschen Angst einjagt; manches davon ist in Wirklichkeit zu fürchten, wogegen anderes nur in unserer Einbildung gefährlich erscheint.

— Während manche Dinge uns gefährlich sind und andere nur gefährlich scheinen, gibt es Dinge, die für dem einen eine Gefahr sind, für den andern aber nicht. Der Apostel Paulus sagt, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.

— Die letztjährige in der ganzen Welt herrschende Influenza war eine sehr gefährliche Krankheit, und alle Leute fürchteten sie. Doch haben wir einen Unterschied gesehen darin, wie sich die Leute angesichts derselben betrugen. Einige zogen sich zurück und mieden jede Berührung mit andern soweit es ihnen möglich war; andere dagegen machten es wie die Leute zu den Zeiten Noahs und Lots, suchten in Lustbarkeit sich über die Gefährlichkeit der Lage wegzutäuschen; wieder andere vertrauten sich und die Ihren dem Herrn an, der mächtig genug ist, zu helfen, und suchten die Zeit nach Möglichkeit auszukaufen.

— Wenn heute jemand erkrankt, und die Aerzte können nicht gleich feststellen, welcher Art die Krankheit ist, dann schrecken die Nachbarn des Kranken unwillkürlich zusammen: Wahrscheinlich ist's die Flu!" — Daran sieht man, wie sehr es dieser Krankheit gelungen ist, sich einen Platz im Gedächtnis der Menschen zu sichern. Und warum wird sie so sehr gefürchtet? Man fürchtet das lange Leiden, die Absperrung vom Umgang mit den Menschen und von der Arbeit, welche sich heute so gut bezahlt; aber noch mehr fürchtet man den Tod, welchen diese Krankheit so oft mit sich brachte. Und man fürchtet diesen Feind mit Recht, denn er ist im besten Falle immer ein Feind, wenn auch ein besiegter.

— Der Sieger fürchtet nicht mit Unrecht, daß der überwundene Gegner ihm schaden möchte, sobald er sein wachsames Auge von ihm abwenden sollte. Darum ist es nicht ungerechtfertig, wenn man den kommenden Tod stets im Gedächtnis behält. Allezeit wachen, das ist der Mahnruf des Herrn Jesu und seiner Apostel, und Nichtbeachtung dieser Mahnung wird eine furchtbare Ueberraschung bringen. Dennoch ist ein Unterschied zwischen den Gedanken an den Tod derer, die Jesum als ihren Heiland und Erlöser kennen, und derer, die ihn nicht angenommen haben. Jene wissen, daß, nachdem der Leib dem Tode verfallen ist, der Tod keine Gewalt über die Seele hat. Diese dagegen fürchten den Zustand nach dem Tode mehr als den leiblichen Tod, und darum ist ihnen dieser noch schrecklicher als er den in Christo Entschlafenden sein kann.

— Jesus sagte einst: „Arme habt ihr allezeit bei euch" und so ist es auch; besonders jetzt ist eine Zeit, wo es an Armen nicht fehlt. Ihn, Jesus, oder seinen Leib, zu seinem Begräbnis vorzubereiten, ist nicht mehr notwendig, denn er ist aus dem Grabe auferstanden und gen Himmel gefahren, wo er nun zur Rechten Gottes sitzt. Jetzt ist für alle, die da „wollen", die Zeit, den Armen Gutes zu tun. **Eine neue Tür für unsere Gaben** hat sich jetzt aufgetan: Gaben können nach Deutschland geschickt werden, wo durch den langen Krieg der Mangel an allem sehr groß ist. Bitte hierüber den Artikel von Br. John Horsch zu lesen, welcher in dieser Nummer unter dem Titel „Die Not in Europa" erscheint!

— Wie jetzt ein Astronom in California berechnet haben will, sollen am 17. Dezember dieses Jahres nicht weniger den sieben der mächtigsten Planeten des Sonnensystems sich in solcher Stellung zur Sonne befinden, daß sie ihren größten Einfluß auf dieselbe ausüben werden. Diese gleichzeitige Einwirkung der sieben Planeten soll einen so großen Eindruck auf die Sonne hervorbringen, daß ungeheure Kräfte auf derselben ausgelöst werden, die ihrerseits wieder eine entsprechende Wirkung auf unsere Erde haben müssen. So prophezeit er für die Zeit vom 17. bis zum 20. Dezember, oder länger, nie dagewesene Schrecknisse für unsere Erde und die Bewohner derselben, die in mächtigen Wirbelstürmen, schwersten elektrischen Erscheinungen, Gewittern, großartigen Regengüssen und Wolkenbrüchen, sowie vulkanischen Ausbrüchen und zerstörenden Erdbeben bestehen werden. Er will niemand durch seine Voraussagung aufregen, hält es aber für seine Pflicht, der Welt zu sagen: „Seid gewarnt!" — Es wundert uns, was ein Astronom meint, wenn er der Welt zuruft: Seid gewarnt! Sollen wir Vorkehrungen treffen, uns gegen die schrecklichen Stürme, Wolkenbrüche, Erdbeben und Vulkanausbrüche zu schützen? oder will er sie aufmerksam machen auf den Zufluchtsort, den die Bibel uns aufzusuchen ermahnt? Wer sich vor den Dingen, die da kommen sollen fürchtet, sollte sich wenigstens darum bekümmern, seine Sache mit Gott ins Reine zu bringen. Wir mögen wohl erschrecken, wenn die Natur aus den „Fugen" zu gehen scheint; ; aber laß die Natur, ob sie ihren alten Gang geht oder nicht, das Wichtigste für uns ist, daß wir einst alle vor Gott erscheinen müssen, ganz gleichgültig, ob wir durch schreckliche Naturereignisse aus diesem Leben befördert wurden oder auf dem Krankenbett starben.

— Die Nachricht von den bevorstehenden, schrecklichen Naturereignissen erinnert stark an die Voraussage des Zusammenstoßes der Erde mit dem vor einigen Jahren erwarteten Kometen, und man fragt sich unwillkürlich, ob der heutigen Prophezeiung mehr Vertrauen entgegenzubringen ist wie jener. Was einmal wissenschaftlich festgestellt ist, daran, so glaubt man, ist keine Schraube mehr zu lösen, darum verwirft man auch die Berichte der Bibel von Wunder, die am Himmel geschahen. Daß auf Josuas Wort Sonne und Mond stille standen und also den Tag verlängerten, ist den erleuchteten Menschen schon darum unglaublich, weil es ja bewiesen ist, daß die Länge oder Kürze des Tages nicht von der Bewegung der Sonne und des Mondes abhängig ist, sondern von der Achsendrehung der Erde, und ein Stillstehen der Erde nicht möglich wäre weil dadurch das ganze Planetensystem unserer Sonne aus seiner Ordnung geworfen würde. Wir glauben aber, daß zu Josuas Zeit der Tag wirklich länger war als die gewöhnlichen Tage, weil der Herr solches machte, und wir wissen nun auch aus Erfahrung, daß nicht alle von Astronomen vorhergesagte und voraus beschriebene Zusammenstöße zwischen unserer Erde und Kometen oder Planeten stattfinden oder in der beschriebenen Weise verlaufen und die vorausgesagten Folgen nach sich ziehen. Noch bleibt das Wort des Herrn zuverlässiger als wissenschaftliche Berechnungen, wenn auch diesen ihre Bedeutung und Wert bis zu gewissen Grenzen nicht abgesprochen werden darf.

— In dieser Nummer erscheint ein Brief aus Rußland, welcher dem „Herold" von Newton entnommen ist. Beim Lesen desselben werden wir erinnert an die Schriftstelle, nach welcher der, welcher glaubt zu stehen, zusehen soll, daß er nicht falle. Traurig war das Los der Mennoniten in Rußland unter der Gewalt der Räuberbanden, aber als sie zur Selbsthilfe durch die Waffen ihre Zuflucht nahmen, wurde unserer Schätzung nach ihr Zustand in geistlicher Beziehung wenigstens, erst recht traurig. Wenn die Mennoniten diesen Kurs innehalten, dann braucht sich niemand mehr Sorgen darüber zu machen, daß sich ihnen bald kein Platz mehr auf der Erde bieten wird; Mennoniten, die zur Waffe greifen, sich zu verteidigen, werden noch in vielen Ländern willige Aufnahme finden. Die Prüfung ist an sie herangetreten und sie haben nachgegeben; werden wir, wenn wir in eine ähnliche Lage kommen, bestehen können? Der Herr Jesus sagte einst zu Petrus: „Satan hat euer begehrt, euch zu sichten wie den Weizen; ich aber habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre. Auch uns tut es not, um Stärkung unsers Glaubens zu beten und daß der Herr selbst ihn stärke. Dem Sieger winkt die Krone und dem, der ausharret, die Seligkeit; aber der Kampf ohne Sieg oder anfangen dem Herrn zu vertrauen und dann sein Vertrauen wegwerfen sind verfehlte Unternehmungen. „Dieser fing an, einen Turm zu bauen, und kann es nicht hinausführen," heißt es dann.

Er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen. Psalm 91, 11.

Aus Mennonitischen Kreisen.

Megargel, Texas, den 8. September. L. Br. Wiens! Dir und allen Lesern, die Jesum lieb haben, wünsche ich als Mitpilger zur himmlischen Heimat den Segen des Herrn alles Heils nach dem Reichtum seiner Gnade, wie wir's täglich nötig haben um ihm zu leben und einst selig zu sterben. Ja, er schaffe durch seinen Geist in uns das Wollen und Vollbringen zu seinem Preise und der unbekehrten Welt ein Licht zu ihrer Bekehrung. Die Ernte war hier in Texas in diesem Jahr gut; dem Herrn sei Dank. Es wird schon wieder trocken zum pflügen. Alle Bekannte und solche, die wir nicht kennen, grüßend, zeichne ich als Euer Wohlwünscher F. Gatzki.

(Danke für den Brief und Inhalt. Wird besorgt werden. Ed.)

D. A. Friesen, Jansen, Nebraska, schreibt den 12. September: „Es ist hier ziemlich trocken. Der Gesundheitszustand ist normal." (Die Zahlung auf ein weiteres Jahr für die Rundschau und fünfzig Cent für die zwei Bücher erhalten. Alles wird besorgt werden. Danke. Ed.)

H. J. Wiens, Foam Lake, Sask., macht seinen Freunden und Verwandten bekannt, daß seine jetzige Adresse Lake Charles, Louisiana, ist.

Todesanzeige.

Lehigh, Kansas den 4. September. Meine l. Gattin, Sara Warkentin, geborene Görtz, ist geboren am 22. Februar 1870 im Dorfe Alexanderwohl Süd-Rußland. Von ihren Eltern, den sehr bekannten Pr. Heinrich Görtzens, christlich erzogen, machte sie mit denen die große Auswanderung nach Amerika, im Jahre 1874 mit. Sie wurde auf ihren Glauben getauft von Aeltester Jakob Buller im Jahre 1888 in der Alexanderwohl Gemeinde, deren treues Glied sie geblieben ist bis an ihr Ende. In den Stand der heiligen Ehe getreten am 20. März 1890. Mutter geworden über 5 Söhne und 2 Töchter, welche noch alle leben und ihre Mutter betrauern. Sie war schon längere Zeit leidend, wir suchten Hilfe im Gössel Hospital, wo sie 3 Wochen verweilte. Es half aber nicht genug; dann kam sie heim; nach 5 Tagen brachten wir sie nach Mc Pherson zum Hospital, dort war sie 3 Wochen und 3 Tage. Im Anfang besserte es mit ihr, aber bald sahen wir, und auch der Doktor, daß keine Hilfe sei und wir nahmen sie heim nach Lehigh, wo sie noch 5 Tage schwer zu leiden hatte. Sie war so froh, daß sie daheim bei ihrer Familie sein konnte und war ergeben in Gottes Willen. Wir haben für sie getan was wir konnten und hätten sie so gerne noch bei uns behalten, aber Gottes Ratschluß war anders, sie starb am 29. Juli, im festen Glauben an ihren Heiland. Sie war mir eine sehr treue Gehilfin und den Kindern eine aufopfernde Mutter. Es schien uns unmöglich sie abzugeben, wir liebten sie alle so sehr. Wir murren aber nicht, sondern wir wollen uns in unseres himmlischen Vaters Willen fügen.

Das Begräbnis fand unter sehr großer Beteiligung am 3. August von der Alexanderwohler Kirche statt. Trostworte wurden gesprochen im Hause von Pr. F. G. Pankratz und H. P. Peters. In der Kirche: Aeltest. H. Banman, Aeltest. P. H. Unruh, Aeltest. P. A. Wiebe. Auf dem Friedhof Pr. Peter Buller.

J. A. Warkentin und Kinder.

---

tut ihm jetzt auf der Farm alle Dienste, die die Pferde sonst tun sollten. Bei Johann P. Balzer ist die Familie um einen großen Boy vergrößert worden, und bei Gerhard Willems ist eine Tochter eingekehrt.

Martin Wannow.

Nebraska.

Litchfield, Nebraska, den 12. September. L. Br. Wiens samt allen Rundschaulesern! Wir grüßen Euch mit den Worten Jesu, Joh. 20, 19: „Friede sei mit euch!" — Da die Jünger versammelt und die Türen verschlossen waren aus Furcht vor den Juden, kam Jesus und trat mitten ein, und spricht zu ihnen: Friede sei mit euch! — machte das die Jünger nicht froh? Jawohl; und so auch uns.

Wir sind hier bei Lichtfield, Nebraska, von unserer Gemeinde schon nur sehr wenig. Geschw. Krökers hatten gestern, den 11., Ausruf, und sie gedenken Montag, den 15., eine Car zu laden, um nach Jansen, Nebraska, zu ziehen. Wir und Peter H. Gäden sind noch hier, das heißt von unserer Gemeinde. Verkauft haben wir ja auch schon, und unser Ziel ist Henderson, Nebraska. Wir haben uns in der Stadt auch schon ein Haus gekauft. Wann wir hin ziehen werden, ist noch nicht bestimmt. Ich werde dann in den Zeitungen bekannt machen, wenn wir unsere Adresse ändern werden. Also von den Geschwistern unserer Gemeinde sind nur noch Geschw. P. H. Gäde geblieben, die noch nicht verkauft haben. Wenn sie aber Gelegenheit zum Verkauf haben sollten, so glaube ich doch, daß sie diese Gegend verlassen würden. Jetzt geht unser Hirte bald von uns, und die wenigen Schafe, die noch sind, bleiben ohne Hirten auf unbestimmte Zeit hier. Wenn euch manchmal die Wege steil sind und der Feind von allen Seiten tobt, was dann? Dann ist es so viel köstlicher, wenn Jesus, der für uns gelitten, gestorben und siegreich auferstanden ist, uns ins Herz hinein rufen kann: „Friede sei mit euch." Und wie köstlich ist es, Gott, dem Vater, Sohn und Heiligen Geist Ehre und Preis zu bringen. Sein ist alle Macht und Gewalt im Himmel und auf Erden.

Ich bin auch oft schwach und leidend dem Körper nach und ich weiß, daß ich gar nichts bin außer durch Gnade, aber ich freue mich, daß wir durch Jesum können selig sein schon hier im Vorgeschmack und einst ewig dort bei Jesu, und daß wir noch das reine Wort Gottes haben. Möchten wir dasselbe auch kindlich und einfältig aufnehmen und es wirken lassen in und durch uns! Jesus sagt in Joh. 7: Wer an mich glaubt, wie die Schrift sagt, von deß Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen.

Nun wir bekamen Gäste von Henderson, Nebraska: Geschw. Kornelius P. Eppen mit unserer Tochter Heinrich Neufeldsche mit ihren zwei Töchterchen und Geschw. P. P. Eppen von Henderson und die Diedrich Schierlingsche mit ihren drei Mädchen. Sie sind heute, den 12., aber alle abgefahren. Wir sind sehr dankbar für den kurzen Besuch. Wir durften in Gemeinschaft manche unserer Lieblingslieder singen und Br. P. P. Epp diente uns noch kurz mit dem Wort Gottes, und wir beugten unsere Knie vor dem Trone Gottes im Gebet. Zuletzt reichten wir einander die Hände, und wir wünschten ihnen die Gesundheit, und eine glückliche Heimreise. Wir geben auch einen Gruß ab an Geschw. H. Kröker in Enid, Oklahoma.

Grüßend,

J. H. Schierling.

Nachricht aus Rußland.

Aus dem „Herold".

Freund Peter Jansen war so freundlich uns durch R. A. Görz, Vorsitzer der Emergency Relief Kommission, einen Brief zuzusenden, den er unlängst aus Halbstadt, Südrußland, erhielt von einem alten Bekannten John H. Willems. Der Brief ist in englischer Sprache geschrieben, aber um auch solchen, die gar nicht englisch lesen können, den Inhalt kurz mitzuteilen, wollen wir ihn in Deutsch wiedergeben.

„Vor fast zwei Jahren erhielt ich Ihren Brief, der eine lange Reise gemacht hatte durch ganz Ost-Rußland. Ich antwortete sofort, bin mir aber nicht sicher, ob meine Karte Sie erreicht hat.

Fast während dieser ganzen Zeit haben wir in Rußland eine Schreckensherrschaft gehabt, die auch noch nicht zu Ende ist. Seit die Bolschewisten regieren seit Oktober 1917, ist es einem zivilisierten Menschen unmöglich hier zu leben; ist auch unmöglich all die schrecklichen Barbareien, die wir erdulden mußten, zu beschreiben. Ich selbst habe meinen zweiten Sohn, einen Jüngling von 16 Jahren durch diese Mörder verloren. Ihre alten Freunde Jakob und Heinrich Sudermann wurden durch diese Räuber auf grausame Weise umgebracht, wie auch viele andere, auch Frauen und Kinder von unsern Leuten. Es ist fast keine Oekonomie und viele Dörfer wo nicht geraubt, vernichtet und verbrannt und die Eigentümer getötet oder verjagt wurden. Als die Deutschen im Frühjahr 1918 die Ukraine besetzten, flohen die bolschewistischen Banden und wir lebten in Frieden und Sicherheit bis Dezember. Doch sobald die Deutschen das Land verlassen mußten, verdoppelte sich die frühere Schreckensherrschaft. Wir, das heißt die Molotschna Kolonien, sind dieses Mal von den Raubzüglern und Mördern nur dadurch verschont geblieben, daß wir unsere eigene militärische Organisation haben (militärische Organisation unter den Mennoniten? Editor

der Rundschau). Alle Männer bis zu 50 Jahren — Mennoniten und Kolonisten — sind bis zu den Zähnen bewaffnet und bilden eine bedeutende Schutzwehr vor der sie sich scheuten. Wir haben das letzte Mal einige wirkliche Gefechte mit diesen Leuten gehabt und verjagten sie aus unserm Gebiet. Es ist zu unserm Vorteil, daß sie gewöhnlich sehr feige sind. Bis jetzt sind unsere Verluste an Mannschaft sehr gering gewesen, aber die Räuberbanden haben viele verloren, was sie abschreckt. Sie können sich unsere Lage hier denken, daß die Mennoniten zu solchen Maßnahmen gegriffen haben.

Heute ist das Gouvernement Taurien fast rein gefegt von ihnen. Die Front ist jetzt 50 Werst von uns ab am Fluße Konskaia der Grenze unserer Regierung. Die Franzosen haben die Krim besetzt und General Berthelot, Hauptkommandierender, wird in naher Zukunft vorrücken und Verbindung anknüpfen mit den Russischen Mächten hier. So haben wir denn Hoffnung, daß sich unsere Lager hier in nächster Zukunft bessern wird.

Aber was wird das helfen? Unsere Besitzenden in dem ganzen Lande sind ruiniert; Haß gegen die Nachbarn hat sich sehr gesteigert durch die letzten Jahre, besonders das letzte, und dann all die anderen Hindernisse — es wird fast unmöglich sein in Zukunft hier zu wohnen, obwohl die Verhältnisse sich in mancher Hinsicht ändern mögen. Viele unter uns beabsichtigen dieses Land zu verlassen sobald es irgend möglich ist um nach einer andern Heimat umzusehen. Wir sind, wie Sie ja wissen, weder Sozialisten noch Kommunisten, und können nicht in einem Lande leben wo die regieren, umsomehr unter einem solchen Volke ohne Kultur und Zivilisation, welches eine bolschewistische Seele hat. Viele von uns sind auf immer mit ihnen fertig, da wir keine Hoffnung für die Zukunft haben. Heute stehen wir dran Kommissionen zu schaffen, die nach verschiedenen Ländern gesandt werden sollen um Verhältnisse zu studieren zwecks Einwanderung. Eine dieser Kommissionen wird wohl nach British Columbia reisen und wird sicherlich auch die Ver. Staaten besuchen. Ich habe beständig an Sie und Ihre Sachkenntnis und Erfahrung und Freundlichkeit gedacht und möchte Sie bitten, ihnen zu helfen zu dem zu kommen, das sie suchen aus Liebe zu Ihrem Volke hier. Ich bin überzeugt, daß Sie das tun werden, und werde ihnen, wenn sie nach Amerika abreisen, Ihre Adresse mitgeben.

Mein Schwager, Ihr alter Freund Heinrich, gedenkt auch dieses Land so bald als möglich zu verlassen um nach Amerika zu reisen, und wird gewiß direkt nach Beatrice kommen um Sie zu besuchen. Wäre es möglich, so würde ich mit all den Meinigen mitkommen."

Adresse: Via Sebastopol, Post Molotschansk, formerly Halbstadt, Tauria, South Russia."

Die Leser können aus Obigem ersehen, wie die Mennoniten dort über die Bolschewiki denken, und dieses Zeugnis wird doch gewiß zuverlässig sein.

Weniger klagen, mehr danken.

Hatte ich da kürzlich in einer Stadt an einem Nachmittag drei Versammlungen zu halten und fühlte mich danach etwas abgespannt. Nun hatte ich noch eine Stunde Fahrt mit der Straßenbahn nach meinem Heim in einer bekannten Großstadt. Ich drückte mich stille in ein Eckplätzchen des Anhängewagens, ganz vorn, um den Mitreisenden unbekannt zu bleiben, denn nachdem ich drei Stunden geredet hatte, wollte ich es auch einmal mit dem Schweigen versuchen. Das Glück war mir günstig; kein Mensch war im Wagen. Aus meiner Behaglichkeit wurde ich bald durch eine freundliche Stimme aufgescheucht. Es war die Schaffnerin, die mit lachenden Worten mich anblickte und sagte: „Guten Abend, Herr X! Wie weit fahren Sie?" Erstaunt blickte ich auf, verwundert, daß eine Schaffnerin in einer fremden Stadt mich kennen sollte. „Woher kennen Sie mich?" fragte ich nun neugierig. „Ich hörte Sie einmal vor Jahren in der Gemeinschaft in H. reden."

Ob wohl oder übel, mußte ich nun ein Gespräch anknüpfen, und es hat mich nicht gereut. Meine nächste Frage war nun nach dem Namen der Schaffnerin, deren glückstrahlende Augen den inneren Frieden Gottes verrieten. Der Name war mir nicht bekannt, doch behauptete die Frau, daß ich ihren Mann kennen müsse. Da kam die nächste Haltestelle und die Schaffnerin mußte an ihren Schaffnerplatz. Ich verließ mein stilles Eckplätzchen, um nun der Frau ein wenig Gesellschaft zu leisten, denn es stieg weiter niemand in den Wagen; war es doch schon spät abends. Und nun erzählte mir die Frau freudestrahlend von der herrlichen Durchhilfe Gottes.

Ihr Mann war bei einem sehr reichen Herrn Kraftwagenführer und hatte eine ganz angenehme Stelle, auf die er glaubte heiraten zu können. Dieser Herr war zugleich Präses einer außerkirchlichen Gemeinschaft und lud seinen Wagenführer oft zum Besuche der Versammlungen ein. Der Führer folgte ab und zu der Einladung, fand sich aber nicht recht wohl in diesem Kreise und besuchte lieber die Versammlungen der landeskirchlichen Gemeinschaft, wo ich ihn auch gelegentlich einer Versammlung kennen lernte. Das paßte aber seinem Brotherrn ganz und gar nicht, und eines Tages hatte der Wagenführer die Kündigung in der Hand. Das war ein harter Schlag für die beiden jungen Leute, zumal in rascher Zwischenfolge auch Kindersegen eingetroffen war. Wohl hielt die Sorge ihren Einzug in das Haus, es ging durch Not und Prüfung; aber endlich fand der Mann doch Stellung bei der Straßenbahn.

„Damals haben wir wohl geklagt und die Wege Gottes nicht verstanden, aber heute kann ich nur loben und danken. Hätte mein Mann nicht auf der ersten Stelle seine Entlassung erhalten, dann wäre er nicht an die Straßenbahn gekommen und ich hätte heute keinen Verdienst. O, wie gütig ist Gott!" Und indem die junge Frau das sagte, strahlte ihr Antlitz vor innerem Glück.

„Haben Sie diese Stelle denn gleich erhalten, nachdem Ihr Mann eingezogen wurde?" frage ich weiter. — „Ach nein, ich habe mich mit schwerer Arbeit durchgeschlagen, um mich und meine vier Kinderchen im Alter von 2 bis 6 Jahren zu ernähren und nicht der öffentlichen Armenpflege zur Last zu fallen. Aber es war ein saures Stück Brot und ich wäre körperlich bald zugrunde gegangen."

„Da haben Sie ihre Kinderchen wohl zu einer Nachbarin in Pflege geben müssen?" fragte ich weiter. — „Ach nein! Denken Sie nur, wie gütig Gott ist, daß er mir mein liebes Mütterchen bis jetzt erhalten hat, das so treu für die Kinder sorgt."

„Fällt Ihnen denn nun dieser Dienst nicht zu schwer?" begann ich wieder. — „Durchaus nicht! Und ich glaube, es ist eine besonders gnädige Fügung Gottes, daß ich recht oft Dienst habe, denn nach den Fahrten richtet sich die Bezahlung."

„Wann beginnt denn morgen Ihr Dienst?" — „Ziemlich früh: ich werde wohl schon um 4 Uhr meine Nachtruhe abbrechen müssen." — „Was?" entgegnete ich, aufs höchste erstaunt, „soweit ich den Fahrplan kenne, können Sie nicht vor 12 Uhr heute Nacht daheim sein." — „Das stimmt, und dieser Fall kommt manchmal vor. Aber Gott gibt mir die nötige Kraft, und Sie werden wohl zugeben müssen, daß ich nicht schlecht aussehe."

Das war nun wirklich der Fall. Bevor ich etwas entgegnen konnte, fuhr sie fröhlich fort: „Wie gnädig sorgt Gott täglich für mich, und wieviel Dank bin ich ihm schuldig!" — Ich war an der Umsteigestelle und mußte den Wagen verlassen. Noch ein herzlicher Händedruck und ein „Auf Wiedersehen!"

Auf der weiteren Fahrt hatte ich dann Gelegenheit, über die Begegnung nachzudenken. Nach meinen drei Erbauungsstunden, die ich gehalten hatte, gab mir Gott nun eine Lektion dur chdiese Frau mit dem kindlichgläubigen Gemüt, und ich gestehe, wie habe ich mich geschämt. Ich stelle mich finanziell ganz bedeutend besser wie jene Frau, habe eine viel ausgiebigere Nachtruhe, keine Sorge um ein geliebtes Familienglied im Felde und bin doch Gott gegenüber oft so sehr undankbar, verzagt und kleinmütig. Vielleicht geht es manchem lieben Leser auch so. Ich habe meine Lektion erhalten und will sie befolgen. Du auch? Laßt uns weniger klagen und dafür um so mehr danken! P. F.

Die Not führt zu Gott.

Eine Frau aus dem niederen Volksstande, deren Herz gläubig war an Gott, schrieb: „Mein Mann war seit Jahren fertig mit der Religion; er hatte mit dem Glauben an Gott gebrochen, denn niemand „in der Fabrik", wie er sagte, glaubte noch an Ihn. Da kam der Krieg. So ungläubig, wie mein Mann war, zog er hinaus. Von da an schrie ich viel zu Gott um sein Heil. Besonders eines Donnerstagnachmittags mußte ich förmlich mit Gott um

ihn ringen. Um dieselbe Zeit lag mein Mann im Schützengraben. Ueber ihm Granaten, neben ihm Schrapnells. Kameraden fallen. Da steigt es in ihm auf: „Soll ich jetzt nicht beten, wie ich es als ein Kind getan habe?“ Aber Zweifel kommen, und er will den Gedanken von sich weisen. Das Gebet habe keinen Wert, und er wollte nicht besser sein als seine Kameraden. Aber der Geist Gottes läßt ihm keine Ruhe. Es zieht ihn nieder auf die Kniee zum Gebet, und nicht nur aus Angst vor den Geschossen und dem Tod, sondern auch aus dem tiefen Verlangen, Gemeinschaft mit Gott zu finden. Und er hat sie gefunden. Später ist er verwundet worden und heimgekommen, aber als ein Eigentum Jesu.“ Dergleichen Erlebnisse und Erfahrungen stehen, wie wir Grund haben anzunehmen, durchaus nicht vereinzelt oder als eine Seltenheit da. Mancher der in guten Tagen seinen Glauben an Gott verloren und über Bord geworfen hat, findet ihn in der Stunde der Not und Gefahr wieder.

Darf ich?

In unserer Zeit wird, besonders von jungen Christen, die Frage oft gestellt: Darf ich als Christ dies oder das tun? Die ersten Christen zeigten, wie viel man lassen könne um des Namens Jesu willen; in unserer Zeit scheint man zeigen zu wollen, wie viel man beibehalten kann, um doch noch ein ganz leidlicher Christ zu sein. Man fragt, ob dies oder das Sünde sei. Gewöhnlich handelt es sich dabei um Dinge, welche die Welt gern für sittlich erklärt und für erlaubt hält, nämlich um gewisse Gewohnheiten, Genüsse, Vergnügungen, Beschäftigungen und dergleichen. Da heißt es dann: Ist Tanzen auch Sünde? Ist Theatergehen auch Sünde? Aber die Frage beweist sogleich, daß der, welcher sie stellt, nicht die richtige innere Stellung hat, die sich einzig befleißigt, dem Herrn wohlzugefallen. Da ist gewöhnlich das Gemüt gebunden von einer sündlichen Lust und Gewohnheit und versucht es nun, sich selbst in seinem Hang zu rechtfertigen und zu bestärken, indem es sein Tun für unsündlich erklärt.

„Alles, was ihr tut mit Worten oder mit Werken, das tut in dem Namen des Herrn Jesu,“ sagt der Apostel. Was wir also in dem Namen Jesu nicht tun können, was unsere Gemeinschaft mit ihm stört, was unsere geistliche Kraft schwächt, was uns in Gleichstellung mit der Welt hineinzieht, das alles ist uns unerlaubt. Was nicht aus dem Glauben (Ueberzeugung) kommt, das ist Sünde. Wenn wir über eine Sache, die wir treiben, unruhig sind und darüber Zweifel in uns entstehen, so ist es nicht gut für uns, in der Sache zu beharren. Dann ist auf jeden Fall eine Gefahr damit verbunden. Es ist die sanft Stimme des Geistes, die uns warnt. Alles und jedes, auch das äußerlich Unschuldigste, kann sündlich und verwerflich werden, wenn es nicht in dem rechten Maß und der Ordnung geschieht.

Sobald deshalb der Geist Gottes neben unsere Liebhabereien, sie mögen einen Namen haben, welchen sie wollen, ein Fragezeichen setzt und uns darüber beunruhigt, so sollen wir prüfen, ob es nicht verkehrt sei. Bei denjenigen Dingen aber, die eine befleckende Gleichstellung mit der Welt, ein Einstimmen in ihren Ton enthalten, sollte ein Christ gar nicht fragen, was sich für ihn geziemt, sondern es ohne weiteres dem Herrn opfern. Alle die Dinge, womit die Welt sich die Zeit vertreibt, worin sie ihre Belustigung sucht: Bälle, Theater usw., sollten bei den Christen gar nicht in Betracht kommen.

Dreifaches Unglück.

Eines schönen Tages äußerte ich meine Freude über mein Wohlbefinden — das war das erste Unglück; das Zauberwort „Unberufen“ hatte gefehlt.

Bald darauf ging es mit einem Wagen durch einen Wald; plötzlich kommt ein Häslein von der einen Seite über den Weg gelaufen. Die Richtung war von links nach rechts. „Das bedeutet Unglück,“ meinte der Kutscher. Und nun der dritte Schrecken: Am letzten Sonntag bemerkte ich bald nach Sonnenaufgang eine Spinne. „Eine Spinne am Morgen bringt Kummer und Sorgen,“ sagt der Volksmund.

Und was geschah? Nichts. Mir ging es, Gott Lob, gut; da werden aber manche bedenklich den Kopf schütteln und sagen: Im einzelnen Falle mag's ja einmal nichts geschadet haben, aber die Ausnahmen bestätigen die Regel. Wir und andere haben schon oft die Erfahrung gemacht, daß man z. B. nicht ungestraft über seine gute Gesundheit oder ähnliches reden darf.

Was wollen wir darauf erwidern? Wir antworten: Ihr habt kein rechtes Gottvertrauen und tut, als wenn ihr Heiden wäret, die sich allenthalben fürchten vor eingebildeten, finsteren Mächten. Nur der Unglaube flößt knechtliche Furcht ein; wir geben nach wie vor unserer Freude dankbar Ausdruck und denken dabei:

> Es kann mir nichts geschehen.
> Als was Er hat ersehen
> Und was mir selig ist —

und daran kann kein Hase, keine Spinne, auch kein Teufel etwas ändern. Wir fürchten uns nicht!

Mißverständnisse.

Solcher gibt es ja im Leben sehr viele. Es wäre gut, wenn sie ganz ausgeschaltet werden könnten. Doch dazu wird es wohl nie kommen. Es wird deshalb weise sein, mit denselben zu rechnen und sich bei unliebsamen Vorkommnissen, an sie zu erinnern. Es sagt einer darüber das Nachstehende:

„Nun mußt du mich auch recht versteh'n“ singt der Dichter. Und das kann wohl gar nicht so leicht sein, sonst würde nicht so unendlich viel Kummer und Kränkung im Leben allein durch Mißverständnisse verursacht.

Der eine drückt sich nicht klar und deutlich aus, und der andere faßt es falsch auf, meist weil er schon in irgend einem Vorurteil oder Irrtum befangen war, die ihm just das vorgaukelten, was der erste gar nicht sagen wollte. Und anstatt sich nun erst zu vergewissern, was denn eigentlich gemeint sei, wird ohne weiteres das für beabsichtigt angenommen, was dem anderen vielleicht völlig fernlag und nur durch ungeschickte Ausdrucksweise, Zerstreutheit, oder sonst irgend eine Zufälligkeit verursacht wurde. Die Kränkung darüber aber haftet, frißt sich ein, wächst und entfremdet zwei, die bei rechtzeitiger, offener Aussprache sich gut verstehen gelernt hätten, bei denen vielleicht alle Vorbedingungen zu glücklicher Eintracht gegeben waren, die nun sich fremd gegenüberstehen.

Freilich, nicht alles Leid ließe sich aus der Welt schaffen, wenn man die Mißverständnisse beseitigen könnte. Da bliebe noch mehr als genug an Unglück, unersetzlichen Verlusten, Schuld und Reue. Allein gerade das, was das tägliche Leben mit den Mitmenschen vergiftet und die Reibereien unter einander nicht aufhören läßt, das ließe sich ausschalten, wenn man stets versuchen wollte, erst zu prüfen, ob wirklich Berechtigung zu dem bitteren Gefühl der Kränkung vorliegt. Zu dreiviertel aller Fälle würde man dann einsehen lernen, daß gar kein wirklicher Grund vorhanden, sondern einfach ein Mißverständnis.“

Bemühe dich, ein etwaiges Mißverständnis zu beseitigen, oder ihm seine scharfe Spitze zu brechen.

Unter Gottes Schutz.

Missionar Brainerd ging zu einem besonders wilden Indianerstamm, um ihn für den Herrn zu gewinnen. Die beschlossen aber, ihn zu töten und zu skalpieren. Drei oder vier schlichen sich geräuschlos zu diesem Zweck an das Zelt heran und guckten durch eine kleine Oeffnung herein. Was sahen sie da? Der weiße Mann lag auf den Knien, und es schien, als ob er mit jemand redete, den sie doch nicht sahen. Das erfüllte sie schon mit abergläubischer Furcht. Aber da — was war das? Eine Klapperschlange kroch plötzlich unter dem Zelte hervor, schlängelte sich lautlos an den Missionar heran, an seinem Rücken hinauf, hob den Kopf, als wollte sie ihn beißen, glitt dann aber, ohne es getan zu haben, wieder hinab und verschwand unhörbar, wie sie gekommen. Die Indianer waren starr vor Entsetzen. Dieser Weiße mußte unter dem besonderen Schutze Manitus, des großen Geistes den sie fürchteten, stehen, weil ihm das giftige Tier kein Leid zufügen durfte. Sofort kehrten sie um und berichteten dem Häuptlingt alles. Am andern Morgen trat Brainerd im frohen Glauben mit der Bibel auf dem Arme ins Indianerdorf. Da zog ihm der ganze Stamm entgegen und begrüßte ihn, wie einen lang erwarteten Freund. Sie hörten aufmerksam zu, und bald war der ganze Stamm unter dem Einfluß des Evangeliums wie umgewandelt.

Ein Bruder liebet alle Zeit und ein Freund wird in der Not erfunden. Spr. 17, 17.

Nicht umsonst.

Dr. Torrey erzählt: In einem Landstädtchen lebte ein ungläubiger Grobschmied. Er hatte viel gelesen und wußte alle Beweise des Christentums zu widerlegen. Der alte Pastor des Ortes hatte die große Sehnsucht, diesen Mann zum Heiland zu führen. Er studierte zu diesem Zwecke die Schriften der Ungläubigen, und als er glaubte, sich Beweise und Gegenbeweise an den Fingern abzählen zu können, besuchte er den Schmied und begann ein Gespräch. Aber der Schmied war nicht zu überwinden, mit ein paar Worten hatte er bald die ganze Beweisführung des Pastors über den Haufen gerannt. Der Pastor war ganz überzeugt von seinem Glauben, aber vergebens suchte er dem Schmiede gegenüber die Wahrheit des Christentums zu beweißen. Da brach er schließlich in Tränen aus und sagte: „Ich kann gegen Ihre Beweisführung nicht aufkommen, aber ich habe so tiefes Mitleid mit Ihrer Seele." Als der Pastor nach Hause kam, ging er traurig auf seine Frau zu und sagte: „Ich bin nur ein Hindernis für meinen Herrn, aber Gott weiß, wie wehe es mir tut, daß diese Seele nicht gerettet ist. Ich kann dem Schmiede gegenüber mit meinen Beweisen nicht aufkommen, in kaum fünf Minuten hatte er mich kaltgestellt." In seinem Studierzimmer kniete dann der greise Pastor nieder und betete: „O Herr, ich bin nur ein Hindernis für dein Werk. Du weißt, wie wehe es mir tut, daß diese Seele nicht gerettet ist, aber ich kann ihn nicht widerlegen." Aber bald, nachdem der Pastor den Schmied verlassen hatte, war dieser zu seiner Frau gegangen und hatte gesagt: „Der Pastor hat mir heute einen Beweis gegeben, den ich nicht verstehen kann. Er sagte, er habe tiefes Mitleid mit meiner Seele, was soll das heißen?" „Nun", meinte die Frau, „das weiß ich auch nicht, es ist wohl das beste, du gehst hin und fragst ihn selber." Gerade als der Schmied die Treppe zum Pfarrhaus emporstieg, hörte er noch durch das offene Fenster das Gebet des Pastors: „Herr, ich bin nur ein Hindernis für dein Werk. Du weißt, wie wehe es mir tut, daß diese Seele nicht gerettet ist, aber ich kann ihn nicht widerlegen." Da eilte der Schmied ohne Anklopfen in das Zimmer, wo der greiße Prediger noch auf den Knien lag. „Herr Pastor, Sie sind kein Hindernis für das Werk des Herrn. Ich dachte bisher, ich wüßte alle Beweise des Christentums und könne sie widerlegen, aber heute haben Sie mir einen Beweis gebracht, den ich nicht verstehen und widerlegen konnte: Sie sagten, daß Sie tiefes Mitleid mit meiner Seele hätten. Bitte beten Sie für mich." Und der Schmied kniete neben dem Pastor nieder und nahm Jesum als seinen Heiland an.

Vom Segen der Arbeit.

Ein Prediger des Evangeliums erzählt hierüber folgenden Vorfall: Kürzlich mußte ich in meiner Gebirgsdiaspora zu einer auswärtigen Beerdigung fahren. Auf meiner sechsstündigen Fahrt kam ich durch das Gebiet eines sehr reichen Großgrundbesitzers, dem nachgesagt wird, daß seine Arbeiter einen verhältnismäßig leichten und bequemen Verdienst hätten. Ich traf einen solchen Arbeiter, ein älteres Gemeindemitglied, bei einem Straßenübergang, auf einem schönen Weg neben der Straße auf- und abschreitend. Ich wollte ihn von dem stattfindenden Begräbnis verständigen, hielt darum an und fragte dabei auch nach der Ursache seines „Spazierganges."

Er teilte mir zur Aufklärung mit, sein „Herr Baron" habe sich hier einen eigenen Radfahrweg anlegen lassen, der jedoch nur von ihm und seinen Familienangehörigen benutzt werden dürfe und deshalb durch einen Drahtzaun von der Straße abgegrenzt sei. An den Straßenübergängen aber, wo die Abgrenzung des öffentlichen Verkehrs halber nicht möglich sei, habe er besondere Männer aufstellen lassen, die darüber zu wachen hätten, daß kein Unbefugter den Privatweg betrete oder befahre. — „Deshalb" — so fuhr der Arbeiter fort — gehe ich nun schon über vier Wochen alltäglich diesen Weg hier auf und ab und passe auf, daß ihn kein Fremder betritt. Sie glauben nicht, Herr Pfarrer, wie mir die Zeit dabei lang wird und wie ich mich nach einer ordentlichen Arbeit sehne. Ich habe es schon mit dem Lesen versucht, aber auf die Dauer halten das meine alten Augen nicht aus. Ich werde froh sein, wenn ich von dieser „Beschäftigung" erlöst werde und mir wieder eine ordentliche Arbeit zugewiesen wird."

Ich konnte des Mannes verzagte Stimmung recht wohl begreifen, und indem ich ihm baldige Ablösung wünschte, sagte ich mir im Weiterfahren: Hier ist nun einmal ein Arbeiter, dessen pflichtmäßige Beschäftigung das Nichtstun ist, nach dem so manche sich sehnen, und in dem sie wer weiß welch großes Glück erblicken; und diesem Mann wäre es wie eine Erlösung, wenn sein Nichtstun aufhörte und er wieder rechtschaffen arbeiten könne.

An diesem Erlebnis ist mir wieder so recht zum Bewußtsein gekommen, daß unser leben erst dadurch einen Wert erhält, daß wir in demselben einen Beruf erfüllen, eine Arbeit leisten, die unser Können, unsere Gaben und Kräfte in Anspruch nimmt, die uns zwingt zu wirken und zu schaffen, uns anzustrengen und zu mühen. Was also vielen eine Last erscheint, das macht das Leben in Wahrheit erst lebenswert, die Arbeit, der Beruf, die Pflichterfüllung. Sie eröffnet uns auch erst das Verständnis für den Wert der Ruhe, der Erholung.

Der Träge, der Müßige kann nicht das Hochgefühl der Ruhe und Erholung haben, das dem Fleißigen, Arbeitsamen nach des Tages Last und Mühe beschieden ist, ebensowenig wie der Prasser, der Volle und Satte, der mit Ueberdruß die köstlichsten Speisen verzehrt, das Wohlbehagen kennt, das der Mäßige oder Hungrige beim Genusse der einfachsten Speisen empfindet.

Was darum von den guten Tagen gesagt ist: „Es ist nichts schwerer zu ertragen, als eine Reihe von guten Tagen," das gilt nicht minder von den müßigen Tagen. Und es wird darum wahrlich nicht der schlechteste Ruhm unseres Lebens sein, wenn von demselben einst gesagt wird: „Es ist köstlich gewesen, denn es ist Mühe und Arbeit gewesen!"

Deine Sünde wird dich finden.

Ein Jugendlehrer teilt mit: „Auf der Fürstenschule „Schulpforta" war es einmal sehr eingerissen, daß die jungen Leute des Nachts aus ihrem Zimmer gingen und Unfug anrichteten. Einer von den Lehrern gab sich die Mühe, dann und wann aufzustehen und den unruhigen Nachtwandlern aufzulauern. Manche wurden ertappt und gehörig bestraft. Eines Tages, da es schon dunkel war, kam er aus dem Garten, um auf sein Schlafzimmer zu gehen, wohin ein langer Gang führte. Dicht vor seiner Stubentür traf er mit seinem Stock, den er zum Glück bei sich hatte, auf ein Fuchseisen, welches zusammenschlug und den Stock zerquetschte. Er selbst blieb unverletzt und kam mit dem Schrecken, den ihm das zusammenschlagende Eisen verursachte, davon. Da indessen die Absicht, warum das Eisen dahin gelegt worden war, keine andere sein konnte, als dem Lehrer die Beine zerschmettern und ihm dadurch die nächtliche Aufsicht unmöglich zu machen, so wurden die strengsten Untersuchungen angestellt. Allein alle Maßregeln waren vergeblich. Nachdem man alle Maßregeln getroffen hatte, dem nächtlichen Umherstreifen der Schüler vorzubeugen, wurde die Sache wieder vergessen. Einige Jahre nachher erhielt eben dieser Lehrer von einem Menschen, der damals auf der Schule gewesen, aber verschiedener Ausschweifungen wegen fortgeschickt und Husar geworden war, einen Brief folgenden interessanten Inhaltes: „Lange habe ich mich gefreut, daß ich meine abscheuliche Tat mit dem für Sie aufgestellten Fuchseisen trotz der genauesten Untersuchungen verheimlichen konnte. Ich Unbesonnener dachte nicht daran, daß die Allmacht Dessen, Dem nichts verborgen ist, mich überall finden könnte. Gott hat mich gefunden und schrecklich gestraft. Er hat mir das Schicksal widerfahren lassen, welches ich Ihnen zugedacht hatte. In der Schlacht bei Z. sind mir beide Beine durch Kartätschenkugeln zerschmettert worden. Was ich ausgestanden habe, geht über alle Beschreibung; aber mein böses Gewissen marterte mich weit mehr als die Schmerzen meiner Wunden. Neben mir lagen einige Kameraden, die weit gefährlichere Wunden hatten, aber die konnten zu Gott beten, das konnte ich nicht und werde es nicht können, bis ich Ihnen meine Ruchlosigkeit bekannt und abgebeten habe. Machen Sie Ihren jetzigen Zöglingen meine schreckliche Geschichte bekannt als einen neuen Beweis, daß die göttliche Gerechtigkeit wohl eine Zeitlang zu den Freveltaten schweigt, aber endlich den Bösewicht desto härter heimgesucht, wenn er sich nicht durch ihre Langmut zur Buße leittn läßt. Sollte ich meine Beine wieder gebrauchen können, so will ich zu Ihnen

eilen und Sie auf der Stelle, wo ich die verruchte Tat beschloß, fußfällig um Verzeihung bitten."

Gott straft und ist gnädig.

Nach der Schlacht von Sedan ging ein Lieutenant durch das dicht gefüllte Lazarett, um nach den ihm bekannten Leuten zu sehen. Unter den Verwundeten findet er den Karl Schulz, der sich im Kampf ausgezeichnet hatte — und am rechten Arm fehlt die Hand. „Wie das kam, Herr Lieutenant? Eine Kugel hat sie zerschmettert, und die Aerzte mußten sie abnehmen, weil der Brand drohte. Aber Gott hat es so gewollt." „Warum sagen Sie, das habe Gott so gewollt?" „Herr Lieutenant, ich bin das Kind armer, braver Leute. Einst bat ich meinen Vater um Geld; er gab mir 10 Groschen. Ich wollte mehr, wurde heftig — und im Streit habe ich mit der rechten Hand meinen Vater geschlagen. Gott ist gerecht. Die Hand ist weg. Mein einziges Gebet ist, daß ich, falls ich gesund werde, die Schuld ein wenig gut machen kann. Ich danke dem Herrn, daß er mich meine Sünden erkennen ließ."

Einige Jahrzehnte sind vergangen. Der Lieutenant ist General geworden und kommt auf einer Generalstabsreise müde und durstig in ein Dorf. Er bittet in einem Bauernhof um einen Trunk. Die stattliche Bäuerin begrüßt ihn mit einem Knix, bringt schnell das Gewünschte und sagt zu einem Kinde: „Du, geh' schnell, hole den Vater, er wird als alter Soldat auch da sein wollen." Bald hört man Schritte, und um die Ecke biegt eine kräftige Gestalt; es fehlt ihr — die rechte Hand. Der Bauer ruft: „Ja, Herr Lieutenant — nein, verzeihen Sie, Herr General, Sie hier?" Groß war die Freude des unvermuteten Wiedersehens. Karl Schulz erzählte, er habe volle Verzeihung daheim erhalten, habe zu seinem Erstaunen das Ja einer begüterten Bauerntochter, die hier stehe, erhalten, habe seinen Eltern noch viel Gutes erweisen können, sei heute dankbar und zufrieden, und die Wendung sei bei ihm eingetreten, als er besiegt wurde, besiegt in seinem Herzen. Die schmerzhaften Stunden im Lazarett seien ihm die segensreichsten Stunden seines ganzes Lebens geworden.

Etwas Neues unter der alten Sonne!

Ein junger Mann, der sich George W. Burleigh nannte, ließ sich nach langen Wander- und Irrfahrten als Barbier zu Capron im nördlichen Illinois nieder. Das Barbiergeschäft war wahrscheinlich nur Notbehelf, denn er rasierte schlecht und wenn er Haare schnitt, schnitt er Treppen. Er schien ein herabgekommener Gelehrter, Arzt, Advokat oder Schulmeister zu sein, eine catilinarische Existenz. Unstät und ungleich war sein Benehmen; bald war er „himmelhoch jauchzend, bald zum Tode betrübt!"

Am 20. Juli erschien Herr George W. Burleigh beim Besitzer des einzigen öffentlichen Saales von Capron und mietete diesen auf den Abend des 23. Juli zu einer „dramatischen Vorlesung". Seine Barbierstube aber blieb verschlossen; einige Kunden, welche anpochten, rief er aus dem verschlossenen Zimmer zu: „Ich habe jetzt größeres zu tun, als Euch zu rasieren oder zu frisieren."

Am Morgen des Sonntags (21. Juli) fand sich an verschiedenen Mauern in der Stadt und an der Tür der Rasierstube folgender Anschlag:

„An die würdigen Bürger von Capron und Umgegend.

„Da ich seit der großen Sensation in Chicago — der Aufknüpfung des Sherry und Connolly — aus dem Munde mehrer Bürger von Capron und Umgegend den dringenden Wunsch gehört habe, einem derartigen Trauerspiele beizuwohnen, so habe ich mich entschlossen, die Begierde derselben nach dem Schrecklichen zu befriedigen, indem ich Selbstmord begehen und zu diesem Zweck mir am Abend des 23. Juli in Thornton Hall eine Kugel durch den Kopf jagen werde. Der Preis des Zutritts zu diesem wirklichen Trauerspiele beträgt $1. Das so zusammenkommende Geld ist erstens zur Deckung der Kosten meines Begräbnisses zu verwenden, und sollte dann noch etwas übrig bleiben, so sollen davon Schriften Darwins, Tyndales und Huxleys angeschafft und in meinem Namen der städtischen Bibliothek von Capron geschenkt werden.

„Der Grund, warum ich meinem Leben ein Ende mache, ist folgender: Ich habe an den vielfachen Nöten des Daseins jetzt genug, und mein einziger Wunsch geht jetzt dahin, mich in den ewigen, unergründlichen, leblosen Abgrund der Bewußtlosigkeit zu stürzen. Der Tod des Körpers ist die Vernichtung des Menschen, und Vernichtung ist ewiger Friede.

„Vor meiner Selbstvernichtung werde ich meinen Zuhörern und Todeszeugen einen von mir verfaßten Vortrag halten, in welchem ich den Selbstmord rechtfertigen werde.

„Voll des größten Ernstes,
„G. W. Burleigh."

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von diesem Anschlage durch die Stadt und Land. Die Meisten hielten Burleigh für einen Schlaumeier, der nur die Absicht habe, sich durch diese sonderbare Ankündigung ein volles Haus und eine volle Börse zu verschaffen. Einige jedoch, mit denen der philosophische Barbier mehrmals in atheistischer Weise über Unsterblichkeit und Selbstmord gesprochen hatte, trauten ihm die Ausführung seiner verzweifelten Ankündigung ernstlich zu und beschlossen, in Thornton Hall genau auf ihn aufzupassen und ihn im entscheidenden Augenblicke an der Ausführung des Selbstmordes zu verhindern. Doch darüber, daß die Stadt Capron sich die Sensation einer solchen Vorlesung nicht entgehen lassen dürfe, waren natürlich Alle einig.

Burleigh ließ sich auch am Sonntag nicht auf der Straße sehen, sondern verweilte in seiner verschlossenen Barbierstube. Am Nachmittag des Sonntags pochten die Geistlichen Wilcox und Burton bei ihm an, er ließ sie ein; sie sahen, daß er eifrig geschrieben hatte, und suchten ihm nun sein Vorhaben auszureden; er hörte ihren wohlgemeinten Vorstellungen eine halbe Stunde höflich zu, suchte sie eben so höflich zu widerlegen und entließ dann die geistlichen Herren, nachdem er ihr Anerbieten, für ihn zu beten, bestimmt abgewiesen hatte. Außer ihnen ließ er Niemanden ein.

Erst am Montag, 22. Juli, verließ er, da nun seine Vorlesung vollständig geschrieben war, seine Bude, in der es ihm bei seiner Junggesellen-Einrichtung nicht an Speise und Trank gefehlt hatte, und spazierte längere Zeit in den Straßen auf und ab.

Dienstag, den 23. Juli, strömt nun von allen Seiten das Volk nach Thornton Hall. Burleigh steht selbst an der Kasse und verkauft die Eintrittskarten. Bald hat er 200 losgeschlagen. Dann tritt er festen Schrittes auf die Bühne und hält mit kräftiger, wohlklingender Stimme seine Vorlesung, in der er den Selbstmord zu rechtfertigen sucht. Seine Arbeit zeugt von großer Belesenheit und Vertrautheit mit den Werken moderner Materialisten.

Nachdem er eine Stunde und zehn Minuten lang ohne Unterbrechung gesprochen, bricht er plötzlich ab, tritt in den Hintergrund der Bühne und — jagt sich eine Kugel durchs Hirn! Zwei Männer, die ihn daran hindern wollten, kamen zu spät! Blutend und sterbend sank der Selbstmörder in ihre Arme.

Gewiß, so etwas, wie diese Tragödie, ist wohl noch nicht dagewesen. Sie ist neu, funkelnagelneu!

Eine Tragödie aber ist es in mehr als einer Hinsicht.

Traurig ist es und tief betrübend, daß ein Mensch so enden konnte.

Mir fällt dabei ein, wa s Claudius von einem Selbstmörder sagt:

Hier stand er hinter'm Busch versteckt,
„Er glaubte sich und seine Not,
Zu lösen durch den Tod;
Wie hat er sich betrogen!
Dort steht er bloß und unbedeckt,
Und Alles, was ihn hier erschreckt,
Ist mit ihm hingezogen:
Wie hat er sich betrogen!"

Der Busch, hinter dem Burleigh stand, war das Gestrüpp materialistischer Bücher und Schriften. Die Schrift redet öfter vom „Betrug der Sünde!" Wahrlich, nirgends ist derselbe größer, schrecklicher, entsetzlicher als beim Selbstmorde!

Betrübend ist es auch, daß keine Obrigkeit in Capron war, die den leichtsinnigen Gesellen wegen seiner frivolen Anzeige auf sechs Monate hinter Schloß und Riegel ins Kühle setzte!

Noch betrübender ist es, daß sich Menschen in großer Zahl bereit finden ließen, des Selbstmörders Zuhörer und Zuschauerschaft zu bilden. Ach, welche Toren sind doch in sittlicher Hinsicht so viele Menschen! Nun, möge den Leutleinchen in Capron die Befriedigung ihrer schnöden Augenlust wohlbekommen!

Am. Botschafter.

Schützet die Vögel.

Es ist wichtig, daß wir von Zeit zu Zeit an die Nützlichkeit der Vögel erinnert werden.

Verluste durch Insekte.

Nach Schätzungen der Entomologen an wirtschaftlichen Schulen beträgt der jährliche Verlust durch Insekten bei uns über 700 Millionen Dollars und dieser Verlust steigert sich dort, wo kein Vogelschutz betrieben wird. Die Vögel sind die natürlichen Feinde dieser Schädlinge und sie beschützen die Pflanzenwelt mehr, als es alle chemischen Sprühmittel tun können. Bei Benutzung dieser haben wir immer zu bedenken, daß wir mit den Feinden auch unsere Verbündeten aus dem Insektenreiche mit vernichten, denn durchaus nicht alle, wenn auch die Mehrzahl des Insektenvolkes, sind culturfeindlich. Wenn ein Pärchen Kartoffelkäfer sich ohne Schranken in einem Jahr vermehren kann, wie es will, so kann dieses es bis zu 60 Millionen Stück bringen. Von einer einzigen Blattlaus können so in einem Jahr über sechs Billionen Nachkommen in 12 Generationen hervorgehen. Oder noch ein anderes Beispiel über die ungeheure Vermehrung der Insekten: Wenn die Eier, die eine einzelne Motte legt, alle ausschlüpfen, so würde gerade einige Eichbäume genügen, die Raupen alle mit dem nötigen Futter zu versehen. Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um den unbeschreiblichen Nutzen der insektenfressenden Vögel zu zeigen, denn etwa 95 Prozent dieser Schädlinge werden immer von der Vogelwelt vernichtet. Ueber 500 Insectarten leben auf der Eiche allein, über 200 auf Nadelbäumen usw. In dem Magen einer Schwalbe, der sorgfältig untersucht wurde, fand man über 2,000 Mücken, eine große Anzahl von Hausfliegen, viele Gurkenkäfer und andere Reste von Insekten. Eine rote Tangare, deren Tun und Treiben sorgfältig beobachtet wurde, vernichtete Gipsy-Motten zu 35 Stück in der Minute, und zwar 18 Minuten lang. Wenn die Welt keine Vögel hätte, sie würde für den Menschen unbewohnbar sein.

Die Kenntnis der nützlichen Vögel ist daher für jeden ebenso wichtig, wie die Kenntnis der schädlichen Insekten. Im allgemeinen sind die meisten Vögel nützlich. Die Vogelwelt befriedigt nicht nur unser Schönheitsgefühl durch das bunte Federkleid der Tiere und unser Gehör durch den Gesang, der den kleinen Kehlen so reichlich entströmt, die Tiere sind auch in wunderbarer Weise ihrer insectenjagenden Lebensweise angepaßt. Kein Lebewesen ist so gut zur Jagd auf fliegende Insekten ausgerüstet, wie die Schwalben und die Ziegenmelker, besser als „Nighthawks" bekannt. Unter den körperlich kleinen stehen die Zaunkönige obenan. Dieses sind kleine flinke Gesellen, die in die kleinsten Löcher schlüpfen können und das dichteste Zweiggewirr nach Insekten und deren Brut durchsuchen. Es hat eben jede Vogelart ihr bestimmtes Gebiet, welches sie ganz gründlich durchforscht, und fast täglich absucht.

Die Sperlingsarten, von denen bei uns eine ganze Anzahl heimisch sind, sind als Vertilger und Unkrautsämereien sehr nützlich. Sie verbringen den größten Teil ihres Lebens im Gras der Wiesen und der Wegränder. Der Baumsperling, um nur einen Vertreter der Gruppe zu nennen, verzehrt 1/4 Unze Unkrautsamen pro Tag. Legt man diese Zahlen in einem größeren ackerbautreibenden Staate zugrunde, so werden hier von den Baumsperlingen im Jahre etwa 875 Tonen Unkrautsamen verzehrt. Einen guten Ueberblick über den Wert der Sperlingsgruppe erhält man bei der Zugrundlegung der Farmproducte der ganzen Ver. Staaten. Im Jahre 1910 betrug der Wert dieser $8,926,000,000. Wenn nun die jährliche Verzehrung von Unkrautsamen bei jeder Sperlingsart nur ein Prozent ausmacht, eine Schätzung, die nur sehr gering ist, so haben die Sperlingsarten durch Verminderung des Unkrautes im Jahre 1910 dem Ackerbauer die Summe von $89,260,000 erspart!

Fragen wir uns, weshalb man gerade auf der Prairie so viel Ungeziefer wie Ground Squirrels, Pocket Gophers usw. hat, so lautet die Antwort, weil der Wald fehlt und man die nützlichen Vögel wie Eulen, Raben, Habichte usw. vermißt. Die Vögel lernt man schätzen, wenn man sie beobachtet. Wir haben in den Vögeln die nützlichsten Mitarbeiter, aber sie werden zu häufig unterschätzt, gerade wie der Wald, welcher von so großem Einfluß auf die Witterung ist. Wo der Regen fehlt, kann nichts gedeihen, und wo der Insectenfraß dem Farmer alles, oder auch nur einen Teil der Ernte raubt, ist der Fortschritt ausgeschlossen. Nach den Ernten bewertet man das Land.

Bei den Eskimos.

Im höchsten Norden der Welt wohnen die Eskimos. Die Benennung „Eskimo" soll aus einer Verderbung von „Eschkimak", d. h. Roh-Fisch-Esser entstanden sein. Sie selbst nennen sich „Innuit", was in ihrer Sprache „Mann" bedeutet. Die Eskimo in Grönland leben hauptsächlich von den Seehunden des Eismeeres. **Aber auch alle anderen Tiere, deren sie habhaft werden können, dienen ihnen zur Nahrung, namentlich Eisbären, Walrosse, Walfische, Renntiere. Die Hunde, die einzigen Haustiere, dienen als Zugtiere an den Schlitten und sind auf den Jagden die Führer ihrer Herren. Die Eskimos essen das Fett und die Fische stets roh und trinken Tran, aber auch Wasser. Ihre Kleidung, Rock mit Kapuze, Hosen und weite Stiefeln, besteht aus Seehundsfellen und anderem Pelzwerk. Die Tracht der Männer und Weiber ist ganz gleich. Ihre Gerätschaften sind steinerne Kessel und Krüge zur Aufbewahrung von Fett und Tran, Tröge und Schüsseln von Holz, Löffel von Horn. Ihre Hauptbeschäftigung ist die Jagd. Sie verfertigen Lanzen, Wurfspeere und Pfeile aus Holz, das vom Meere an's Land gespült wird; denn in Grönland wächst kein Baum, höchstens gibt es hie und da einen Weiß**dorn- oder Wachholderstrauch. Ihre Lanzen und Pfeile versehen die Eskimos mit knöchernen Spitzen, wozu ihnen die Walroßzähne dienen. Die Renntiersehnen liefern ihnen die Stränge für ihre Bogen.

Im Sommer wohnen die Eskimos unter Zelten von Fellen. Ihre Winterwohnungen sind Schneehütten, „Iglu" genannt. Dieselben eignen sich für das Klima vortrefflich und sind den Höhlen der Seehunde ungemein ähnlich. Gewiß haben die Eskimos den Iglu von den Seehunden abgesehen. In der Mitte des November, wenn der Schnee hoch und steinhart geworden ist, schneiden die Eskimo mit Handsägen oder Messern Blöcke von etwa 3 Fuß Länge und 18 Zoll Breite aus dem Schnee. Diese Schneeblöcke werden auf die schmale Seite gestellt, so daß die Wände der Hütte sechs Zoll dick sind. Bei diesem Bau bilden gewöhnlich sechzehn Schneeblöcke, im Kreise gelegt, das Fundament und geben der Hütte einen Durchmesser von etwa 17 Fuß. Auf diese Blöcke werden andere gelegt, und zwar so, daß jede höhere Schicht über die untere hervortritt, wodurch eine Wölbung entsteht. Zuletzt wird der Schlußschneeblock eingefügt und die Hütte, in der Mitte sechs Fuß hoch, ist fertig. Diejenigen, welche die Schneeblöcke auf einander legen, also die Baumeister, befinden sich an der Innenseite der Hütte und lassen sich die Schneeblöcke von außen reichen. Wenn die Hütte fertig ist, sind die Baumeister vollständig eingeschlossen. Nun wird aber in eine der Seiten ein Loch geschnitten und das ist die Tür. Hierauf schaffen sie Schnee durch das Loch in die Hütte und machen daraus eine Bank, die im Innern rundum läuft. Ueber diese Schneebank werden im Sommer gesammelte Kräuter gebreitet und darüber wird ein Renntierfell gelegt. Diese Bank dient als Stuhl und Tisch und Bett. Schließlich wird noch draußen ein bedeckter Gang von drei Fuß Höhe und einigen Yards Länge bis zur Tür gebaut — und alles ist vollendet. Drei bis vier Eskimos bauen eine solche Hütte in zwei Stunden und, wenn's Not hat, sogar in einer Stunde. In solchen Schneelöchern haust eine Eskimofamilie bei der Tranlampe den langen, langen **Winter über mit ihren Hunden, so gut, oder richtiger gesagt, so schlecht es eben geht. Und dennoch sind diese Menschen zufrieden, wenn sie nur zu essen haben; sind gutmütig, ehrlich, offenherzig, verträglich, unerschrocken und gastfrei gegen Europäer. Aber träge, außerordentlich träge sind sie, gleichfalls und — wer sollte es glauben? — sogar eitel!**

In des Herrn Hand.

Von

Hesba Stretton.

Fortsetzung.

Das Dorf lag schon still und dunkel da, nur in der Dorfschenke waren noch die Fenster erleuchtet. Trotzdem vermieden sie die Straße, so weit es anging, und schlichen auf kleinen, von Alters her wohlbekannten Seitenwegen dahin. Zum Glück waren die Hofhunde noch nicht losgelassen und knurrten nur ein wenig am Hoftor. Der Himmel war sternenklar, er war also hell genug vor ihnen. Alle die unheimlichen und doch anziehenden Stimmen der Nacht umgaben sie. Der Wind fuhr über das Stoppelfeld, die Vögel zwitscherten schlaftrunken von den vorübergehenden Tritten aufgeschreckt. Die Eulen ließen ihren melancholischen Ruf hören, Fledermäuse flogen über den Teichen im Zickzack durch die weiche Luft, und zarter, weißer Nebel lag über der Erde. Michael und Velia gingen Hand in Hand, ohne viel zu reden, aber unaussprechlich glücklich. Es war ihnen, als ob sie durch eine Märchenwelt wanderten. Sie dachten nicht mehr daran, wie erschöpft sie waren, sie kümmerten sich nicht mehr um die Gefahr, in der sie schwebten, sie fühlten nichts als hohe, selige Freude.

Gerettet.

Tiefe Finsternis herrschte im Walde, kein Gegenstand war zu unterscheiden. Bis zum nächsten Morgen waren sie hier völlig sicher. Kein Mensch in ganz Knischi hätte sich während der Nacht in den Wald hinein gewagt. Michael zündete Yarinas Laterne an und führte Velia zu der Hütte. Seine Freude verwandelte sich in hellen, jubelnden Triumph über den Erfolg seines gefährlichen Unternehmens. Er hatte seine Schwester befreit, und die Wonne, sie gerettet zu haben, machte ihn unaussprechlich glücklich. Gefahren genug lagen zwar noch vor ihnen, aber was waren sie gegen die, welche sie glücklich überstanden hatten!

Er bettete Velia auf seine Laubstreu, er selbst schlief nur wenig. Sein Kopf war zu voll von aufregenden Gedanken. Die ganze Vergangenheit ging an seinem Geiste vorüber — die wenigen glücklichen Jahre in Knischi, bevor die Verfolgung von neuem ausbrach, die Güte Vater Cyrills und sein Widerstand gegen die Bedrückungen, die geheimen Gottesdienste in dieser selben einsamen Hütte, die lange, schreckliche Reise nach Sibirien und die Lage der Verbannten, als er sie mit Frühlingsanfang verließ. Das war nun alles vergangen, aber diese Vergangenheit wird niemals in seinem Gedächtnis ersterben, in jeder stillen Stunde wird sie vor ihm wieder aufstehen.

Noch vor Morgengrauen weckte er Velia; sie sollten bei Tagesanbruch Yarina am Waldrande treffen, da wo der Weg nach Kovylsk vorbei führte. Ab und zu, wenn die Bäume weniger dicht standen, sahen sie den Himmel mit den schon erbleichenden Sternen. Velia drängte sich dicht an Michael, als sie an der verrufensten Stelle vorbeikamen. Das war ein Grab in einer tiefen Schlucht. Eine hohe Nebelsäule stieg daraus auf und wogte, als ob Leben in ihr wäre. Die zitternden Schemen zwischen den schwarzen und finsteren Bäumen sahen wirklich drohend und geheimnisvoll aus. Michael schlang seinen Arm um Velia und hieß sie die Augen schließen, bis sie sicher an dem verrufenen Platze vorbei waren.

Endlich erreichten sie den Saum des Waldes. Die Sonne war noch nicht über den Horizont gestiegen, aber mildes, weiches Licht breitete sich über die Welt, ein Licht ohne Schatten. Der erwachende Tag begann sich zu regen. Michael wandte sich gen Osten, wo sein Vater mit all seinen Gefährten wohnte, und schaute in die dämmernde Morgenröte. Diese selbe Sonne leuchtete ihnen bereits, und derselbe Vater im Himmel wachte über ihnen allen.

Bald hörten sie in der Stille ringsum den grellen, knirschenden Ton knarrender Räder, und Yarina kam mit ihrem Fuhrwerk, das sie selbst leitete. Im nächsten Augenblick saßen sie neben ihr, alle drei von dem gleichen Wunsche beseelt, Knischi möglichst weit hinter sich zu wissen. Yarina hatte nicht gehört, daß nach Velia gesucht wurde.

Während sie weiter den holprigen Weg langsam dahinfuhren, hatten sie Zeit genug zu erzählen, was sie beide, Michael und Velia, nach ihrer Trennung erlebt hatten. Yarina hörte mit Tränen in den Augen zu. Diese Kinder hatten sich noch nie gegen die Gesetze der Menschen versündigt und gewiß nicht oft gegen die Gebote Gottes. Und doch hatten sie schon mehr Leid erfahren, als die größten Verbrecher verdient hätten. Es war also wahr, was Vater Cyrill einmal unvorsichtig geäußert hatte: Verfolgung ist die Waffe des Teufels.

Yarina ließ ihren Wagen in einem Ausspann und geleitete Michael und Velia bis an Markovins Tür. Ehe die Klingel gezogen wurde, nahm sie Abschied von ihnen; mit Weinen und Schluchzen küßte sie Velia wieder und wieder, dann drückte sie auch Michael einen Kuß auf die Stirn.

„Sagt denen da draußen in Sibirien," flüsterte sie, „daß meine Pflegekinder nie ihren Vater und ihre Mutter vergessen sollen. Wenn sie alt genug sind, werde ich ihnen alles erzählen. Ich bin beinah selbst Stundistin, aber mir fehlt der Märtyrergeist, Gott verzeih mir's!"

Auch Markovin hatte davon nichts. Er empfing zwar seine unwillkommenen Gäste sehr freundlich, verfehlte aber nicht, sofort den Presbyter der Kovylsker Gemeinde zu benachrichtigen, daß sie da seien und ohne Verzug weiter befördert werden müßten. Michael bemerkte, daß der kleine Vorhang, der früher das Heiligenbild verdeckt hatte, fortgenommen und dafür ein Lämpchen vor das Bild gestellt worden war. Das deutete an, daß auch Kovylsk nicht mehr sicher vor Verfolgung war, und daß Markovin davor zitterte.

Zwei Tage später erreichten Michael und Velia die Eisenbahnstation, von der aus die Verbannten ihre Schreckensfahrt nach Norden angetreten hatten. Die Geschwister sollten dem Süden zufahren. Der Zug war schon in Sicht, und Michael lief mit seinem Paß an den Schalter. Der Beamte sah den Paß mißtrauisch an und schob ihn zurück.

„Nicht vorschriftsmäßig," sagte er barsch. Michael erschrak. Woran es fehlte, wußte er nicht, aber jeder Verzug war gefährlich.

In diesem Augenblick stieß Velia einen Freudenruf aus. Michael sah sie davoneilen und ihre Arme um einen Priester in ärmlichem Talar schlingen.

„Vater Cyrill," rief sie aus, „Vater Cyrill!"

Sofort übersah der Priester die Lage der Kinder. Velia als Knabe verkleidet und da drüben Michael, der soeben angstvoll und verwirrt den Schalter verließ.

Er nahm ihm den Paß ab.

„Dieser Paß ist nicht richtig visiert," sagte er. „Die beiden jungen Leute hier," wandte er sich freundlich an den Schalterbeamten, „haben bis vor wenigen Monaten zu meinen Pfarrkindern gehört. Ich kann für sie bürgen. Wo wollt ihr hin?" fragte er Michael.

„Odessa — zu unserem Vetter," keuchte Michael.

„Ich auch," sagte Vater Cyrill; „drei Fahrkarten nach Odessa, bitte."

Der Beamte kannte Vater Cyrill von Ansehen und hatte ihn sehr loben hören. Auch war es nicht klug, mit einem Priester in Streit zu geraten. Mit unterwürfigem Lächeln gab er ihm die Karten.

Während der Fahrt nach Odessa, hatte Vater Cyrill, wie vorher Yarina, reichlich Zeit, sich die ganze, traurige Geschichte der beiden Geschwister erzählen zu lassen. Velia saß ihm zur Rechten, sein Arm hielt sie umschlungen und ihr Kopf ruhte an seiner Schulter. So schlief sie die ganze Nacht. Michael saß auf der anderen Seite; aber er war zu erregt, um schlafen zu können. Sie sprachen leise und gedämpft mit einander, und je mehr Vater Cyrill hörte, desto fester wurde seine Ueberzeugung, daß Verfolgung ebenso sehr ein arger Mißgriff wie ein Verbrechen sei. Nikolaus war durch sie zur rechtgläubigen Kirche zurückgebracht, darüber aber zugleich ein Feigling und Heuchler geworden. Und die anderen, die in die Verbannung gezogen waren, würden nie wieder zurückgewonnen werden.

Vater Cyrill verließ Michael und Velia nicht mehr, bis er sie sicher auf dem Dampfer untergebracht hatte, der sie nach Glasgow führen sollte. In Michael kämpften Freude und Dank über ihre Rettung mit dem tiefen Schmerz, sein Vaterland verlassen zu müssen. Schluß folgt.

Die Sterblichkeit der Weißen und der Farbigen.

Die Zahl der Farbigen in den Vereinigten Staaten vermehrt sich zwar, doch hält sie mit dem Anwachsen der weißen Rasse nicht gleichen Schritt, selbst wenn man von der Einwanderung ganz absieht. Dieser Umstand war im Allgemeinen längst bekannt, doch fehlte es bisher an genauen statistischen Vergleichen über das obwaltende Verhältnis. Diese Lücke ist jetzt durch die Beobachtungen eines Arztes in Nashville, Tenn., zum Teil ausgefüllt worden. Derselbe hat eine Sterblichkeitstafel für die hauptsächlichsten Städte unseres Südens zusammengestellt, in welcher genau verzeichnet steht, wie viele Weiße und wie viele Farbige auf je tausend Einwohner im Laufe eines Jahres sterben. Aus derselben ergibt sich, daß die Sterblichkeit der Farbigen um 75 Prozent größer ist, als die der Weißen.

Eine sonderbare Krankheit.

„Kleptomanie" nennt man den unwiderstehlichen Drang zum Stehlen. Daß Personen an dieser Krankheit leiden, kann nicht geleugnet werden, aber „feine" Diebe, und besonders „feine" Diebinnen, wenn ertappt, berufen sich auf diese ihre Krankheit, „Stehlzwang", und entgehen so in den meisten Fällen der Strafe. Arme Leute würden vergebens diese ‚aristokratische' Krankheit als Entschuldigung oder auch nur als Milderungsgrund vorbringen. Eine Mutter, die für ihre hungernden Kinder ein Stück Brot entwendet, getrieben von der Verzweiflung, wird vom Richter unter „großem Bedauern und tiefer Rührung" auf Monate ins Arbeitshaus geschickt, „noblen" Dieben und Diebinnen wird kein Haar gekrümmt — denn die „Unglücklichen" leiden ja an der „Kleptomanie"! So hat kürzlich der Recorder von New York einen jungen Herrn, Sohn des Polizei-Kapitäns, der, nämlich der Sohn, des Diebstahls von $300 überführt worden war, wegen „Kleptomanie" straffrei ausgehen lassen. Als der junge Herr jedoch sogleich wieder einen neuen Anzug stahl, schickte ihn ein anderer Richter auf drei Monate ins Gefängnis.

Der Gottlose hat viele Plage, wer aber auf den Herrn hoffet, den wird die Güte umfangen. Psalm 32, 10.